

Cédric Wermuth, Jackie Kennedy, Walter Wobmann, Peter Rüedi

Nummer 48 – 28. November 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



## «Carlos»: Jetzt rede ich

Sein Fall bewegt die Schweiz: Zum ersten Mal spricht der junge Straftäter über sein Leben, das Thaiboxen und die «Kuscheljustiz». *Von Alex Baur*

## Psycho-Geschwurbel

Die dubiosen Methoden des psychiatrischen Gewerbes.  
*Von Alex Reichmuth*

## Demokratie im Namen des Völkerrechts

Wie der Bundesrat die Schweiz austrickst. *Von Urs Paul Engeler und Markus Schär*





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

**Patek Philippe Boutique at Beyer**  
Bahnhofstrasse 31, Zürich

**Ascona**  
Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

**Basel**  
Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

**Bern**  
Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

**Davos Platz**  
Chronometrie Stäuble, Promenade 71

**Gstaad**  
Villiger Gstaad AG, Promenade

**Interlaken**  
Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

**Klosters**  
Maissen, Bahnhofstrasse 15

**Lugano**  
Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

**Luzern**  
Gübelin AG, Schwanenplatz

**St. Moritz**  
Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

**Vaduz/FL**  
Huber, Im Städtle

**Zug**  
Lohri, Neugasse 9

**Zürich**  
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36







Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960R



# Fordern Sie den Winter heraus.

Die M-Klasse mit 4MATIC.  
Dem Allradantrieb von Mercedes-Benz.

Kraftvoll, dynamisch und ausdrucksstark – die M-Klasse lässt keine Wünsche offen. Und mit 4MATIC, dem Allradantrieb von Mercedes-Benz, sind Sie auch bei widrigen Strassenverhältnissen sicher, dynamisch und souverän unterwegs. Profitieren Sie von attraktiven Prämien und Leasingangeboten für alle 4MATIC-Modelle und informieren Sie sich bei Ihrem Mercedes-Benz Partner über einen zusätzlichen Flottenrabatt.

[www.mercedes-benz.ch/4matic](http://www.mercedes-benz.ch/4matic)

ML 250 BlueTEC 4MATIC «Executive»	CHF 86 115.–
<b>Ihr Preisvorteil</b>	<b>CHF 11 277.–<sup>1</sup></b>
Barkaufpreis	CHF 74 838.–
4,4% Leasing ab	CHF 749.–/Mt. <sup>2</sup>



Eine Marke der Daimler AG

## MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle – exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.  
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz

<sup>1</sup> ML 250 BlueTEC 4MATIC «Executive», 2143 cm<sup>3</sup>, 204 PS (150 kW), Barkaufpreis CHF 74 838.– (Listenpreis CHF 86 115.– abzüglich CHF 6500.– Preisvorteil, abzüglich 6% Preisvorteil). Verbrauch: 6,0 l/100 km (Benzinäquivalent: 6,7 l/100 km), CO<sub>2</sub>-Emission: 158 g/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 153 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: C. Abgebildetes Modell inkl. Sonderausstattung: CHF 84 675.–

<sup>2</sup> Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 4,49%, 1. grosse Rate: CHF 16 800.–, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 749.–. Exklusive Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Änderungen vorbehalten. Angebot gültig bis 31.12.2013. Immatriculation bis 30.06.2014.



## Intern

Die Zürcher Justizdirektion unter Martin Graf (Grüne) witterte Anfang Woche höchste Gefahr: «Journalisten lagen bereits vor dem Gefängnis Limmattal auf der Lauer und versuchten, auf das Gelände des Massnahmenzentrums einzudringen.» Um ihn vor den Medien zu schützen, so die offizielle Begründung, wurde der landesweit unter dem Pseudonym «Carlos» bekannt gewordene Zögling in den geschlossenen Vollzug versetzt. Thaiboxer «Carlos» könnte, so liess Graf bereits im letzten September durchblicken, bei Journalisten die Contenance verlieren und gefährlich werden.



Erstes Interview: Thaiboxer «Carlos» (r.).

Weltwoche-Redaktor Alex Baur überzeugte diese Warnung nicht. Er wollte unbedingt mit «Carlos» persönlich sprechen, um auch dessen Sicht der Dinge zu erfahren. Wie er das schaffte, bleibt ein Berufsgeheimnis (nur so viel: Unser Kollege musste dafür über keine Mauer klettern). Tatsache ist: Obwohl Baur ihn nicht schonte, stand der Bursche unserem Kollegen eineinhalb Stunden lang bereitwillig Red und Antwort. Selbst bei schwierigen und provokativen Fragen blieb «Carlos» gelassen. Mit einfachen, aber erstaunlich präzisen Sätzen erklärte der junge Mann, wie er den Fall «Carlos» selber erlebte, warum er das Schlagwort «Kuscheljustiz» für unangebracht hält, wie er seine Vergangenheit und seine Zukunft sieht. Baur lernte einen sensiblen Burschen kennen, der überhaupt nicht zum Zerrbild jenes Monsters passen will, das da und dort von «Carlos» gezeichnet wird. Es stellt sich die Frage, ob Justizdirektor Graf und Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) wirklich den zweifellos

schwierigen Zögling vor den Medien schützen wollen – oder doch eher sich selber. Seite 30

Er war eine Lichtgestalt des 20. Jahrhunderts: Lech Walesa, der schnaubbärtige Elektriker, der den Polen die Demokratie brachte und das Sowjet-Imperium in die Knie zwang. Ein Spielfilm zu seinem 70. Geburtstag lässt ihn wiederauferstehen. Bevor die Hommage in die Kinos kommt, kam Walesa letzte Woche nach Bern. Dort lockte ihn Urs Gehrig in Gedanken zurück an den Tatort seiner Revolution, die Danziger Lenin-Werft, wo Streikführer Walesa mit seiner Solidarnosc die erste Mauer der kommunistischen Bastion in Europa eingerissen hatte. «Ich hatte kein Drehbuch», sagte Walesa, «aber ich hatte ein Gespür für die Masse.» Anfänglich gelangweilt, kam der alte Revoluzzer mit jeder Minute mehr in Fahrt. Politiker würden ihn zu Tode langweilen, klagte der ehemalige Präsident Polens. Und er gestand: «Manchmal juckt es mich in den Fingern, wieder etwas anzuzetteln.» Zum Schluss der Audienz war Walesa derart aufgeräumt, dass er Gehrig nach Polen einlud: «Sie stellen sehr gute Fragen, kommen Sie nach Danzig, machen Sie ein längeres Interview mit mir.» Seite 42

Vor dreissig Jahren erschien die erste Jazz-Kolumne unseres hochgeschätzten Kollegen Peter Rüedi in der Weltwoche. Er schrieb über das «Standards»-Trio von Keith Jarrett und forderte eine Fortsetzung dieser Platte. Der Autor selber hat bis heute wöchentlich über ein Jazz-Album geschrieben, 1522 Kolumnen wurden jetzt in einem Buch gesammelt. In dieser Ausgabe schreibt Rüedi über seine «Stolen Moments» (Seite 60) und die neueste Jazz-Kolumne (über Woody Shaw) finden Sie auf Seite 67.

Ihre Weltwoche

## Vorsorge planen.

LGT. Partner für Generationen.

LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (Leitung Inland)

**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (Leitung),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (Leitung),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# MONTBLANC TIMEWALKER CHRONOVOYAGER UTC



Die Anzeige einer zweiten Zeitzone nach koordinierter Weltzeit (UTC) macht diesen Automatik-Chronographen zum optimalen Begleiter für Vielreisende. In seinem robusten Edelstahl-Gehäuse von 43 mm Durchmesser mit satiniertes Lünette und satinierten Drückern vereinen sich elegantes Design und traditionelle Uhrmacherkunst. *Der TimeWalker ChronoVoyager UTC wird in der Montblanc Manufaktur in Le Locle, Schweiz gefertigt.*

**MONT  
BLANC** 

**ZÜRICH** BAHNHOFSTRASSE 25 | **GENÈVE** PLACE DU PORT 1, FACE À L'HORLOGE FLEURIE  
**BASEL** MARKTPLATZ 34, IM SINGERHAUS | **LUGANO** VIA PRETORIO 7 | **CRANS-MONTANA** ROUTE DES MÉLÈZES 1

WWW.MONTBLANC.COM



## «Bachelor»

Der Bundesrat macht sich in grober Verletzung der Gewaltentrennung zum Gesetzgeber und stellt sich über Volk und Stände. Junggesellen und Frauen. Von Roger Köppel

Justizministerin Simonetta Sommaruga und ihre Kollegen im Bundesrat probieren alle Tricks und Winkelzüge, um die verhasste «Ausschaffungsinitiative» der SVP nicht durchzusetzen. Der von Volk und Ständen deutlich angenommene Vorstoss zielt darauf ab, rechtskräftig verurteilte ausländische Kriminelle auf der Grundlage eines genau bestimmten Delikt-katalogs auszuweisen.

Die Fakten: Im Jahr 2010 haben 52,3 Prozent der Stimmenden sowie zwanzig Kantone der Ausschaffungsinitiative zugestimmt. Gleichzeitig wurde der von Bundesrat und Parlament favorisierte Gegenvorschlag abgelehnt. Daraufhin präsentierte der Bundesrat eine Umsetzungsvariante, die dem verworfenen Gegenvorschlag entsprach. Dies wiederum beantwortete die düpierte SVP mit einer erfolgreichen Unterschriftensammlung zur «Durchsetzungsinitiative», die den Bundesrat auf den Wortlaut der Ausschaffungsinitiative verpflichten will. Der Bundesrat konterte letzte Woche, indem er Teile der Durchsetzungsinitiative mit Verweis auf angeblich zwingende völkerrechtliche Bestimmungen für ungültig erklären möchte. Der Ball liegt jetzt beim Parlament.

Die Sachlage ist eindeutig: Die Obrigkeit weigert sich mit dubiosen Tricks, den direkt-demokratisch ermittelten Volkswillen durchzusetzen. Konkret unternimmt sie alles, um das Problem krimineller Ausländer in der Schweiz nicht zu lösen. Warum? Höchstwahrscheinlich deshalb, weil auch die Landesregierung dem Ideal einer narzisstischen, auf Zustimmung getrimmten Schaufenster-Moral entsprechen möchte, der es einzig darum geht, öffentlich gut dazustehen, unbesehen der Konsequenzen. Dahinter steckt weder Substanz noch echte Gesinnung. Man will einfach auf keinen Fall die strahlend weisse Weste, das Image makelloser Wohlanständigkeit, durch den Vorwurf angeblicher Ausländerfeindlichkeit beschmutzen. Ironischerweise züchtet jedoch gerade der gegen Ausländerkriminalität untätige Staat jenen «Rassismus», den er eigentlich vereiteln möchte.

Speziell unlauter am Vorgehen des Bundesrates ist die anmassende Selbstgerechtigkeit, mit der hier das höchst unscharfe und zwiespältig definierte «zwingende Völkerrecht»



«Der Verführte ist stets der Mann.»

gegen den Volkswillen in Stellung gebracht wird. Das als «zwingend» betrachtete Völkerrecht ist nirgends verbindlich festgeschrieben, es existiert ein gewisser Konsens darüber, dass Folter, Sklaverei und Völkermord völkerrechtlich zwingend geächtet werden sollen, beim Thema Todesstrafe zum Beispiel aber gibt es heftige Meinungsunterschiede zwischen Europa und den USA. Niemand bestreitet den harten Kern des Völkerrechts, und auch die SVP betonte stets ihren Willen, das zwingende Völkerrecht zu berücksichtigen. Indem der Bundesrat jetzt willkürlich gegen die SVP-Initiative festschreibt, was an «zwingendem Völkerrecht» der Verfassung überzuordnen sei, stellt er sich in grober Verletzung der Gewaltentrennung selber über den Verfassungsgeber, das sind Volk und Stände.

Hat da jemand «Staatsstreich» gesagt?

Wie ich vernehme, stösst eine Fernseh-sendung auf Anklang, in der über ein Dutzend Mädchen um die Gunst eines gutaussehenden Junggesellen kämpfen. Die Casting-show versetzt den «Bachelor» in einen Zustand febriger Euphorie, denn der Umschmeichelte darf sich der Illusion hingeben, er stehe tatsächlich im Mittelpunkt, als ob Frauen an Männern vor allem das gute Aussehen schätzen würden, den sorgfältig gestutzten Dreitagebart zum Beispiel, die perfekt manikürten Hände, die Aussicht auf eine dezent behaarte Muskelbrust.

Was für ein Quatsch.

Die Sendung «Bachelor» produziert ein komplett falsches Bild menschlicher Annäherungsrituale. In Wirklichkeit ist es keineswegs so, dass sich die Frauen serienmässig vor dem Mann aufreihen, wie Hühner auf der Stange,

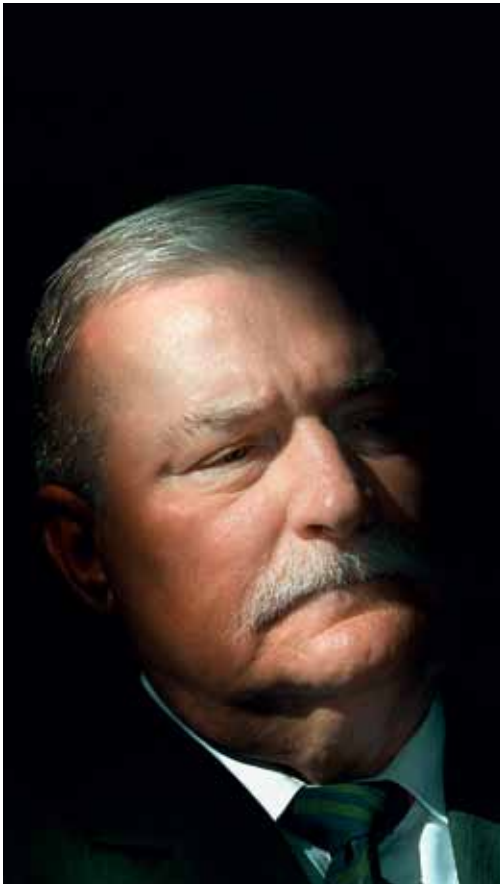
um angelockt oder erwählt zu werden. Im Gegenteil. Der Mann muss sich vor der Frau in Pose werfen, auf die Brust trommeln, durch Macht und Geld oder in Ermangelung desselben wenigstens durch Intelligenz, Witz oder Charme bestechen. Die Frauen sind das Publikum, vor dem der Mann die Bühnenshow seiner Existenz aufführt.

In wirklichen Beziehungen führt die Frau von Beginn weg die Regie. Der Mann hält bestenfalls die Wange hin; abschlussbereit spitzt er die Lippen. Ob am Ende allerdings der Kuss stattfindet, entscheidet die Frau. Es gibt keine grössere Selbsttäuschung als die literarische Fiktion des «unwiderstehlichen Verführers». Zwischen den Geschlechtern ist der widerstandslos Verführte stets und ausschliesslich der Mann. Die Frau gibt ihm Zeichen, sie ermuntert ihn, winkt ihn herbei und gibt ihm dann, wenn sie klug ist, das Gefühl, sie sei seinen Bezirgungen erlegen, wo doch sie es war, die den Mann stets kundig dirigierte.

Männer sind das sich selbst darstellende, Frauen hingegen das auswählende Geschlecht. Weil die Männer allerdings über empfindliche Seelen verfügen, verfallen sie mit Vorliebe Frauen, die ihre Herrschaft nur dezent ausüben. Wichtig aber bleibt für das männliche Selbstbewusstsein der wenigstens äusserliche Eindruck der Eroberung. Die Frau gibt dem Mann das Gefühl, er habe sie erkämpft. Der Mann weiss im Innersten, dass sein Sieg nur eine als Eroberung getarnte Einladung war. Der «Bachelor» bezwingt die Frau nicht einmal mehr zum Schein. Die Frauen fallen ihm von selber zu – was ihre Attraktivität vermindert und die des «Bachelor», der als Nichteroberer par excellence eine traurige Figur abgibt.

Wo also liegt der Erkenntniswert der Sendung? Sie gibt Einblick in die Natur des weiblichen Konkurrenzverhaltens. Der Junggeselle ist dabei das austauschbare Element, an dem die Mädchen ihre Rivalitäten wettbewerblich ausleben. Wer gewinnt? Es geht nicht darum, den «Bachelor» zu kriegen, es geht den Mädchen darum, die anderen Mädchen auszustechen. Der hübsche Junggeselle fällt in diesem Programm durch seine demonstrative Überflüssigkeit auf, die sich ihm spätestens dann endgültig offenbart, wenn die Siegerin, die ihn scheinbar anbetet, bereits nach Sendeschluss wieder flink das Weite sucht.

Der «Bachelor» ist den Frauen egal. Sie testen an ihm die eigene Attraktivität, die zur Selbsterkenntnis den Aggregatzustand einer Beziehung nicht benötigt. Der Mann löst lediglich den weiblichen Konkurrenztrieb aus, der sich vom Mann befreit und um sich selbst rotiert. Der «Bachelor» ist der Hahn im Korb, der die Tatsache, dass ihn die Frauen umtanzen, irrtümlich für den Beweis seiner Unwiderstehlichkeit hält. Der scheinbar Umschwärmte verkörpert am Ende die harte Einsamkeit des Mannes unter zu vielen Frauen.



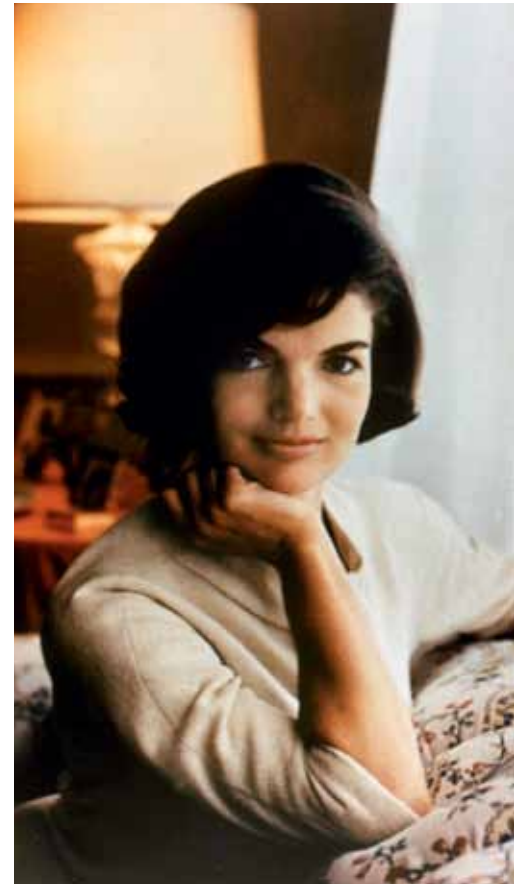
Revolutionärer Geist: Lech Walesa. Seite 42



«Platzspitzbaby»: Michelle Halbheer. Seite 52



Neue Arroganz: Cédric Wermuth. Seite 26



Scharfzüngig: Jackie Kennedy. Seite 56

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

- 11 Familieninitiative Problem: ungelöst
- 11 Im Auge Marilyn A. Hewson, Waffenhändlerin
- 12 Kriminalität Am Honigtopf
- 12 Gesellschaft Papierkrieg der Geschlechter
- 13 Personenkontrolle Beglinger, Leuthard, Lombardi etc.
- 13 Nachruf Dieter Hildebrandt, Kabarettist
- 14 Die Deutschen Agitprop 2.0
- 14 Wirtschaft Meierhans denkt, der Markt lenkt
- 15 Ausland Im schwarz-roten Dickicht
- 16 Mörgeli Der wahre Verlierer
- 16 Bodenmann Wieder brav einknicken
- 17 Medien Haltung, Haltung über alles
- 17 Gesellschaft Komikerinnen
- 18 Leserbrief/Darf man das?

## Hintergrund

### 22 Demokratur im Namen des Völkerrechts

Das Völkerrecht als Waffe gegen die direkte Demokratie

- 24 Schweiz Staatsstreich der Administration
- 25 Justiz Sinnvolle Schranke für Volksinitiativen

### 26 Drohende Verschnöselung

Aufsteiger Wermuth (SP) verliert die Bodenhaftung

### 28 Gutachterin im Dienste Brüssels

Die Geldgeber der Genfer Europarechts-Professorin Kaddous

### 30 «Carlos»: Jetzt rede ich

«Fall Carlos»: Der 18-Jährige nimmt erstmals Stellung

### 34 Walter Wobmann Der Alleingang des SVP-Nationalrats

### 35 Thurgau Umstrittene Erweiterung der Kartause Ittingen

### 36 Psycho-Geschwurbel

Immer weitere Teile der Bevölkerung gelten als gestört

### 39 Migros Von «Dutti» lernen

### 40 Göttlicher Triumph

Kapitulation des Westens vor iranischen Nuklearambitionen

### 42 Die Revolution des Herrn Walesa

Besuch bei Lech Walesa, der die Sowjets in die Knie zwang

### 45 Pioniere Alfred Escher führte die Schweiz in die Moderne

### 46 Die Falle der Büroromanze

Vom Gleichstellungsgesetz profitieren vor allem Juristen

### 47 Statistik Opferstatus für alle

### 48 Die Fratze der Intoleranz

Mörgeli-Chef Condrau und der geheime Bericht (Serie, Teil 3)

### 52 Hilferufe aus der Drogenhöhle

Michelle Halbheer hat ihre Kindheit nur knapp überlebt

### 56 Die schweigende Rebellin

Jacqueline Kennedy, die unterschätzte Präsidentengattin

### 58 Mozart des Schachs

Der neue König der Schachspieler heisst Magnus Carlsen





92 Punkte  
von  
Robert Parker

# Badia a Passignano

Chianti classico docg, Riserva 2008

Meisterwerk von Antinori

Liebe WeingeniesserInnen

Die Abtei von Passignano ist ein stiller Kraftort.  
Innerhalb der Ur-Zonen des Chianti classico.  
Die Sangiovese-Klone stammen aus einem alten Rebgarten.  
Von Tignanello.

Entsprechend körperreich  
und elegant die Anmut dieser Riserva.  
Wie eine leidenschaftliche Umarmung.  
Kirschen, Zwetschgen und Gewürze bereichern den Duft.  
Dichte, feine Tannine und viel Schmelz.  
Münden in ein langes, harmonisches Finale.

Ein Lieblingswein!  
Antinoris Ode an dieses Terroir.

**Spezialangebot** unter [www.bindellaweine.ch](http://www.bindellaweine.ch)  
**CHF 32.50** statt CHF 37.50, 75 cl, gültig bis 31.12.2013



«Eine anarchische Kraft»: Publizist Peter Rüedi. Seite 60

## Interview

### 60 Der gestohlene Augenblick

Diese Woche erscheinen sämtliche *Weltwoche*-Jazzkolumnen der letzten dreissig Jahre als Buch. Autor Peter Rüedi über seine grosse Leidenschaft

## Stil & Kultur

### 64 Stil & Kultur Mango-Lassi

### 66 Bestseller

### 66 Das Geheimnis der «Sitzenden Frau»

Anne Sinclair, Ex-Frau von Dominique Strauss-Kahn, will ein Matisse-Gemälde aus der Sammlung von Cornelius Gurlitt zurückhaben

### 67 Jazz Woody Shaw

### 58 Top 10

### 68 Kino «Eltern»

### 69 Fernseh-Kritik «Rundschau»

### 70 Namen Investoren, überall

### 71 Hochzeit Silvia Makowski und Gregor Pyrzanowski

### 71 Thiel Kostenlogik

### 72 Wein Les Forts de Latour 2010

### 72 Die Besten Travel de luxe

### 73 Auto Toyota Auris Hybrid Sol 1.8 VVT-i

### 73 Zu Tisch «Maison Manesse» in Zürich

### 74 MvH trifft Peter Rothenbühler, Journalist

## Autoren in dieser Ausgabe

### Heinz Wirthensohn



Der 62-jährige Basler ist dreifacher Schweizer Schachmeister und war von 1986 bis 2003 Redakteur bei der *Schachwoche*. In dieser Ausgabe porträtiert er den norwegischen Ausnahmekönner Magnus Carlsen, der wenige Tage vor seinem 23. Geburtstag neuer Schachweltmeister geworden ist. Seite 58

### Martin Schläpfer



Der frühere Bundeshaus-Redaktor und Vize-Chef des Wirtschaftsmagazins *Bilanz* ist seit 2003 Leiter der Abteilung Wirtschaftspolitik im Migros-Genossenschaftsbund. In seinem Beitrag reagiert er auf Kritik der *Weltwoche* an der Nachhaltigkeitsstrategie des Grossverteilers. Seite 39

## Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT





OYSTER PERPETUAL DATEJUST SPECIAL EDITION

125  
*Jahre*

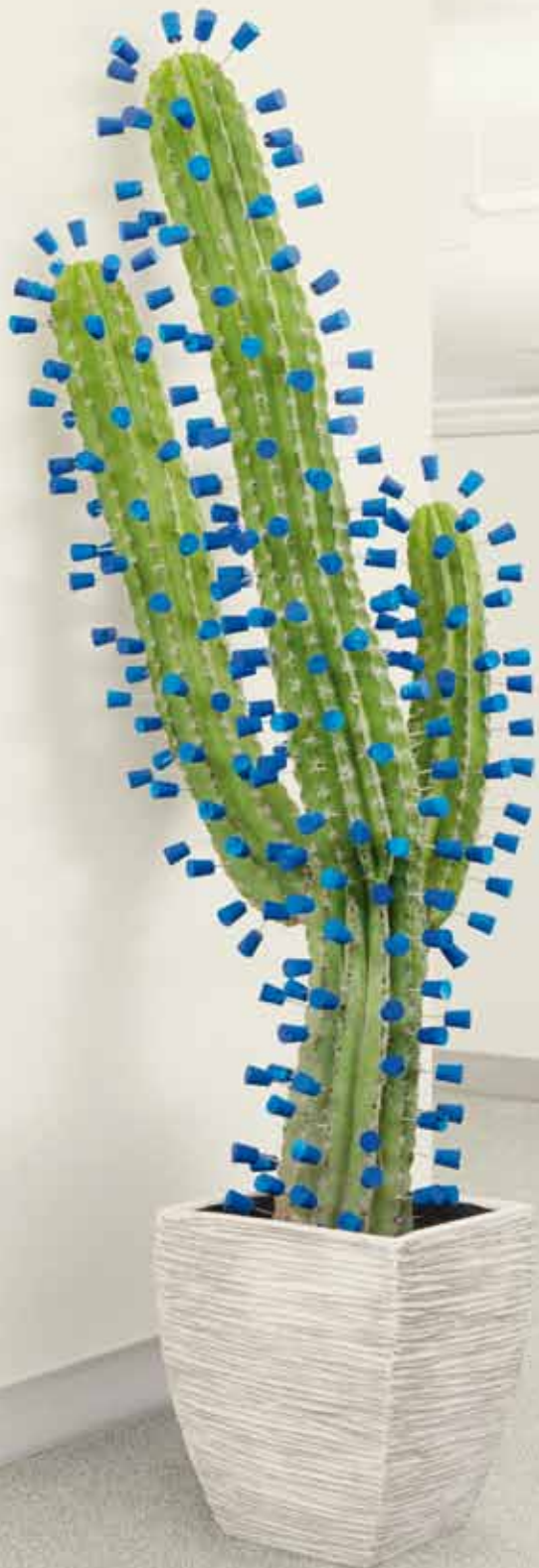
**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*



**ROLEX**



WENN IHNEN IHRE MITARBEITER WICHTIG SIND,  
DANN ZÄHLT NUR DER BESTE SCHUTZ.  
**ZURICH VERSICHERUNG.**  
FÜR ALLE, DIE IHR UNTERNEHMEN WIRKLICH LIEBEN.

  
**ZURICH**<sup>®</sup>



## Problem: ungelöst

Von Florian Schwab — Die Gegner der Familieninitiative sprachen von einem «neutralen» Staat. Neutral? Der Steuerzahler zahlt für Krippen und Ähnliches 450 Millionen Franken im Jahr.

Mit mehr als 60 Prozent Zustimmung war die Familieninitiative in den Abstimmungskampf gestartet – mit knapp 60 Prozent Ablehnung wurde sie an der Urne verworfen. In dieser eindrücklichen Umkehr spiegelt sich die Tatsache, dass die Gegner der Initiative den Spieß umgedreht haben: Die Initiative beseitigt nicht eine steuerliche Ungleichbehandlung zwischen Eigenbetreuung und Fremdbetreuung, sondern sie schafft eine solche. Auch in den Nachrufen auf das Volksbegehren schimmerte dieses Argument durch: «Subvention eines Familienmodells abgelehnt», titelte die *Neue Zürcher Zeitung* und ging sogar so weit, das Verdikt als «Votum gegen Vater Staat» in sein Gegenteil zu verkehren.

### Finanzielle Schwarzmalerei

Es ist den Gegnern der Initiative gelungen, den Eindruck zu erwecken, der Staat verhalte sich heute neutral gegenüber verschiedenen Familienmodellen. Darauf war die SVP zu wenig vorbereitet – niemand in der Kampagnenleitung konnte sagen, in welchem Umfang die Fremdbetreuung in Bund, Kantonen und Gemeinden gefördert wird.

Wer wissen will, wie viel Geld der Staat für die Förderung der Fremdbetreuung ausgibt, muss die Zahlen zusammensuchen – ein Aufwand, den die Initianten gescheut haben. Die Zahlen sind vorhanden – und sie sind eindrücklich. Zwischen 2001 und 2015 garantiert der Bund die Anschubfinanzierung neuer Krippenplätze mit 10 000 Franken in den ersten beiden Jahren. Insgesamt werden so 240 Millionen Franken ausgegeben – jährlich 17 Millionen.

Einen grossen Anteil an der Krippenfinanzierung haben die Kantone. Zählt man die Ausgaben für die Förderung der «familienergänzenden Betreuungsangebote» zusammen, kommt man auf 133 Millionen Franken im vergangenen Jahr. Noch mehr geben die Gemeinden aus. Allein die 26 Kantonshauptorte zahlten 2012 224 Millionen Franken. In den Hauptorten lebt ein grosser Teil der Bevölkerung, dazu kommen grosse städtische Agglomerationen. Konservativ geschätzt, kommen in den restlichen Gemeinden nochmals 76 Millionen Franken hinzu, womit die Gemeindefinanzierung insgesamt rund 300 Millionen Franken beträgt.

Die Kinderfremdbetreuung wird also mit 450 Millionen Franken subventioniert – doch schweizweit nimmt nur rund ein Viertel der Familien solche Angebote in Anspruch. Drei



*Kinderfremdbetreuung ist teuer.*

Viertel der Familien betreuen die Kinder grösstenteils im Familien- und Bekanntenkreis.

### Eigenbetreuung wird bestraft

Wäre der Staat neutral, dann müsste er jeder Familie gleich hohe Beträge auszahlen – egal, welches Modell sie wählt. Hätte die Familieninitiative tatsächlich die Steuereinnahmen um 1,4 Milliarden gesenkt, wie behauptet wurde, und was man bezweifeln darf, hätte sie damit gerade einmal die kostspielige Subvention der Fremdbetreuung aufgewogen.

Zu den Krippensubventionen kommt der Fremdbetreuungsabzug. Dessen «Steuerausfälle» spielten in der politischen Diskussion vor seiner Einführung im Jahr 2011 aber kaum eine Rolle. Erst als es jetzt um einen Abzug für daheim betreute Kinder ging, warfen alle Parteien von SP bis FDP mit den roten Zahlen um sich. Dabei sind die Auswirkungen solcher Abzüge schwer vorherzusagen. So schätzte die Steuerverwaltung vor der Einführung des Fremdbetreuungsabzugs, dass dieser zu Mindereinnahmen von 500 Millionen Franken führen würde. Mittlerweile hat dieselbe Behörde ihre Schätzung um den Faktor zehn herunter korrigiert – auf 60 Millionen.

Die meisten Familien setzen für die Kinderbetreuung nicht auf staatliche Lösungen. Dafür werden sie finanziell bestraft.

## Die Kommandantin



*Marillyn A. Hewson, Waffenhändlerin.*

Sie war gerade in Riad, wo sie, unverschlei-ert, mit den Saudis ein F-35-Jagdbomber-Geschäft verhandelte, und an der Flugschau in Dubai. Marillyn A. Hewson, 59, ist seit einem Jahr Präsidentin und CEO des grössten US-Rüstungskonzerns, Lockheed Martin, als Frau in einer traditionell von männlichen Landesverteidigern, Kriegsgurgeln und Vernichtungstechnokraten beherrschten Branche. Zu ihrem Job kam die Panzer-Lady, weil der Mann, der dafür vorgesehen war, über ein Verhältnis mit einer Untergebenen gestrauchelt war. Aber auch, weil sie als Frau mit anderen Waffen, mit charmanter Härte zu kämpfen versteht auf den hauptsächlichsten Umschlagplätzen der Branche, im Pentagon und auf dem Capitol Hill in Washington.

Sie kam von weit her, aus der Kleinstadt Junction in Kansas, studierte an der Universität von Alabama. Ihre Faszination für die Army kommt von ihrer Mutter Mary, die im Zweiten Weltkrieg Soldatin war. Ihr Vater starb, als sie neun war, Mom brachte die fünf Kinder als Köchin in der Highschool-Mensa durch und mit den Mieteinkünften aus dem kleinen Haus, das sie mit ihren Kriegs-Bonds gekauft hatte. Sie hat Marillyn das Rechnen und Haushalten beigebracht, wenn sie das Mädchen mit fünf Dollar und einem Zettel zum Einkaufen schickte, auf dem Posten für sieben Dollar standen. Die Mutter, heute 94, sagte ihr bloss: «Ich bin sicher, du wirst die richtigen Entscheidungen treffen.»

Trotz Kürzungen im US-Verteidigungsbudget hat Marillyn Hewson den Profit-Turbo gezündet, der Aktienkurs von Lockheed Martin stieg im ersten Jahr ihrer Regentschaft um 60 Prozent, ihr eigenes Gehalt verdoppelte sich auf rund elf Millionen Dollar. Niemand kennt die Firma besser als sie: Sie arbeitet seit 1983 bei Lockheed, zog mit ihrer Familie achtmal um und stieg die Karriereleiter empor, während sich ihr Ehemann James um die beiden Söhne kümmerte. Der perfekte Rollentausch, aber auch ein Trend: Bereits drei der sechs wichtigsten amerikanischen Waffenschmieden werden von Frauen kommandiert, ohne feministische Skrupel, ohne Quote.

*Peter Hartmann*

## Am Honigtopf

Von Alex Reichmuth — Die Zahl der Einbrüche steigt. Jetzt erhöhen Versicherer ihre Prämien.

Wer bei der Axa Winterthur eine Haus- und Haftversicherung abgeschlossen hat, muss nächstes Jahr massiv mehr bezahlen. Die Prämien steigen zum Teil um über ein Viertel. Der Versicherungskonzern registrierte 2012 fast um die Hälfte mehr Einbrüche, Diebstähle und Beraubungen als zwei Jahre zuvor. Zudem stieg die Schadenhöhe pro Einbruch um fünfzehn Prozent. Auch bei anderen Versicherern sind höhere Prämien absehbar.

Die nüchternen Zahlen der Versicherungen zeigen, dass sich Kriminaltouristen an der



«In Wellen»: Nationalrat Glättli.

Schweiz laben wie an einem Honigtopf. Wir sind Europameister: Nirgendwo sonst wird so oft eingebrochen. Die Gründe sind offensichtlich: Erstens gibt es in ganz Europa keine Grenzkontrollen mehr. Einbruch-Banden können wegen des Schengen-Abkommens zum Beispiel aus Osteuropa in die Schweiz reisen, ohne auch nur einmal angehalten zu werden.

### Höchst selten im Gefängnis

Zweitens müssen Kriminaltouristen hierzulande auch dann nichts fürchten, wenn sie, mit Stemmeisen und Bohrmaschinen ausgerüstet doch einmal in eine Polizeikontrolle geraten sollten. Denn Vorbereitungshandlungen für Einbrüche sind nicht strafbar. Und drittens landen selbst gestellte Einbrecher höchst selten im Gefängnis. Meist kommen sie mit einer bedingten Geldstrafe davon, bleiben de facto also straflos.

Doch die Politiker lavieren. Die Kriminalität habe sich immer «in Wellen» bewegt, sagte etwa der Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli (Grüne). Der Bundesrat bleibt untätig. Er ist gegen präventive DNA-Tests, um Kriminellen das Handwerk zu legen – weil das angeblich ein unverantwortlicher Eingriff in die Grundrechte sei. Die Schweiz will in Schönheit untergehen.

## Papierkrieg der Geschlechter

Von Markus Schär — Die Schweiz kämpft gegen die Gewalt an Frauen, besonders eifrig mit theoretischen Studien und internationalen Konventionen.

Eine Gewalt tolerierende Gesellschaft kann keine gute Gesellschaft sein», zitierte Bundesrat Alain Berset aus einem Handbuch seines Gleichstellungsbüros. Deshalb sende die Landesregierung ein klares Signal: «Auch in den eigenen vier Wänden duldet unsere Gesellschaft keine Gewalt.» Im Kampf dagegen gebe es immer noch Handlungsbedarf, so müssten die Kantone ein Bedrohungsmanagement aufbauen und der Bund die Präventionsmassnahmen weiter verstärken.

Der Sozialminister höchstpersönlich eröffnete letzten Freitag die nationale Konferenz zur geschlechtsspezifischen Gewalt. Über zweihundert Fachfrauen (die vereinzelt Fachmänner sind mit gemeint), die sich in Frauenhäusern oder Studierstuben um Opfer kümmern, bekamen Vorträge zum brennenden Thema «Internationale Vereinbarungen als Chancen für die Schweiz» zu hören.

So beteuerte Benno Bättig, der Generalsekretär des Aussendepartements, beim globalen Kampf gegen die häusliche Gewalt bestünden «grundsätzlich die rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen»: So gibt es seit 1979 die Uno-Konvention zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau – von den 193 Uno-Mitgliedstaaten haben sie nur der Iran, Somalia, Sudan, Südsudan, Niue und Tonga nicht unterschrieben. Jetzt gehe es um die Umsetzung. Die Schweiz bemühe sich um «möglichst konkrete und pragmatische Lösungen», so eine App, die den einfachen Zugriff auf die einschlägigen internationalen Übereinkommen erlaubt – «schon mit mehr als tausend Downloads in den ersten Wochen». Und sie erarbeite Erklärungen: Benno Bättig schilderte dramatisch, wie sich die Schweiz an der letzten Uno-Konferenz gegen die Diskriminierung der Frauen bis in die Morgenstunden tapfer dagegen wehrte, dass einige Staaten Gewalt gegen Frauen religiös oder kulturell rechtfertigen wollten.

### Die Schweiz an vorderster Front

Zusätzlich zur Konvention der Uno gibt es jetzt auch eine Vereinbarung des Europarates zur häuslichen Gewalt, die neckisch Istanbul-Konvention heisst – auch hier macht die Schweiz Druck. Die 2011 ausgearbeitete und bisher von acht Ländern ratifizierte Konvention wurde, nach Vorstössen von mehreren Nationalrätinnen, im Juli dieses Jahres vom Bundesrat gutgeheissen und im September unterzeichnet. Bis zur Ratifizierung durch das

Parlament dürfte es noch zwei bis drei Jahre dauern, doch dann ist die Schweiz im globalen Kampf gegen die Gewalt an Frauen an vorderster Front dabei.

Aber eben: Wie Bundesrat Alain Berset betonte, gibt es auch national noch Handlungsbedarf. Wie gross er ist, zeigt eine letzte Woche herausgegebene Studie des Gleichstellungsbüros zu den Kosten von Gewalt in Partnerschaften. Diese Kosten – für Polizei, Justiz, Gesundheitswesen, Betreuungsangebote und «Produktivitätsverluste» – belaufen sich gemäss den Autorinnen auf mindestens 164 Millionen Franken im Jahr, das entspricht den Ausgaben einer mittelgrossen Stadt wie Uster oder Thun (oder, etwas weniger dramatisch gerechnet, einem Viertelpromille des Bruttoinlandsprodukts). Und was folgt daraus? Sylvie Durrer, die Direktorin des Gleichstellungsbüros, gab sich überfragt, die Winterthurer Nationalrätin Jacqueline Fehr (SP) weiss es: An einer Demo auf dem Bundesplatz am letzten Samstag forderte sie mehr Geld.

Das Wort «Ausländer» kommt in der Studie des Gleichstellungsbüros übrigens nicht vor. Und hätte an der Konferenz jemand gefragt, ob sich Leute, die Zwangshe oder Genitalverstümmelung durchsetzen, in der Schweiz aufhalten sollen – er wäre des Saales verwiesen worden.



Mehr Geld: SP-Nationalrätin Fehr.



## Personenkontrolle

### Beglinger, Leuthard, Lombardi, Juncker, Schüssel, Imhof

Munter twitterte Nick Beglinger von der Klimakonferenz in Warschau. Der Lautsprecher von Swisscleantech, der selbsternannten «Schweizer Stimme der Grünen Wirtschaft», verstummte erst, als ihn die *Weltwoche* anfragte, wer seinen Aufenthalt bezahle. Die Website von Swisscleantech verkündete, der Miniverband gehöre zur offiziellen Schweizer Delegation: Er trage das Verhandlungsmandat der Schweiz mit, fordere aber, da es zu kurz greife, dass die Schweiz proaktiver handle: «Die Schweiz kann und soll ihre CO<sub>2</sub>-Emissionen bis 2020 um 40 Prozent reduzieren.» Was ist davon zu halten, dass der Intimus von Bundesrätin Doris



*Grüner Draht:* Bundesrätin Leuthard.

Leuthard angeblich die Schweizer Haltung mitträgt, aber weit darüber hinauschiessende Forderungen vertritt? Weder das Departement noch das Bundesamt für Umwelt mochten die Frage beantworten. Und sie verrieten auch nicht, wie Beglinger überhaupt in die Delegation kam. Die Schweizer Abordnungen wurden nach der letztjährigen Klimakonferenz stark zurückgestutzt, mit nur noch je einem Vertreter aus der Wirtschaft, der Wissenschaft und den Umweltorganisationen. Economiesuisse liess dem Gewerbeverband den Vortritt, Swisscleantech bekam den Sitz der ETH – und der Vertreter der Wissenschaft reiste unter einem anderen Titel auf Staatskosten mit. (*sär*)

Weder durch die Mehrsprachigkeit noch durch Föderalismus zeichnete sich Filippo Lombardis Präsidentschaftsjahr im Ständerat aus, sondern durch parlamentarische Diplomatie. Der wegen seiner vielen Reisen kritisierte Tessiner nutzte seine Abschlussrede zur Rechtfertigung: Er habe genau das getan, was er vor einem Jahr angekündigt hatte. Und tatsächlich, bereits in seiner Antrittsrede sah er Kritik «der einen oder anderen Zeitung für die eine oder andere Reise» voraus – war aber frohen Mutes, «jede Gelegenheit zu nutzen, um unsere Beziehungen mit den Parlamenten möglichst vieler Staaten zu verbes-



*Weltenbummler:* CVP-Ständerat Lombardi.

sern», was er auf dreizehn Reisen in 22 Länder dann auch tat. Entweder sei die parlamentarische Diplomatie nutzlos, befand Lombardi, «dann soll man gar keine Reisen unternehmen, nicht einmal eine oder zwei.» Wenn sie aber nützlich ist, «dann soll man alles tun, was man verkraften kann». Für ihn ist die Schweiz «das einzige Land, wo sich ein Politiker rechtfertigen muss, weil er zu viel getan hat.» Das Protokoll vermerkt «Heiterkeit». (*cmu*)

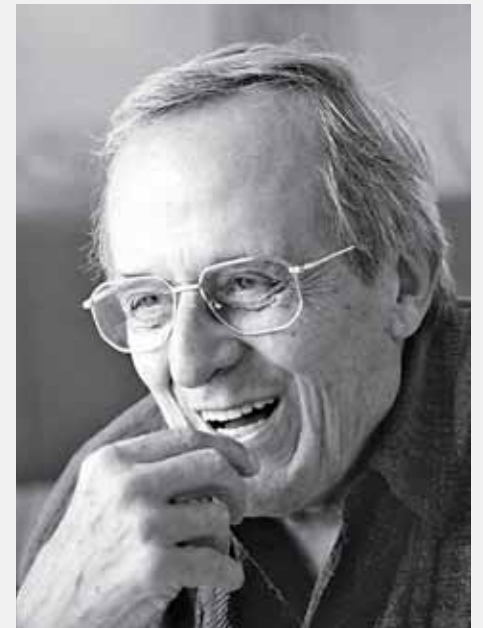
Guter Rat aus dem Ausland! Kürzlich empfahl der luxemburgische Premier Jean-Claude Juncker der Schweiz in der Sendung «NZZ Standpunkte» «mehr Gelassenheit» im Umgang mit ausländischen Angriffen. Der österreichische Ex-Kanzler Wolfgang Schüssel zog im Interview mit der *Neuen Luzerner Zeitung* dasselbe Register: Bei der Kritik an der Schweiz schwingt viel Neid mit: «Die Schweiz muss die Kritik aushalten können.» (*fsc*)

In früheren Jahrhunderten gab es noch Universalgelehrte: gebildete Männer, die sich in allen Wissenschaften auskannten. Einer scheint sich in die Gegenwart gerettet zu haben: Kurt Imhof von der Universität Zürich. Offiziell ist Imhof Soziologe und Medienwissenschaftler. Angesichts seiner Auftritte in der Öffentlichkeit scheint Professor Imhof aber auch Politologe, Religionswissenschaftler, Philosoph und Pädagoge zu sein. Er weiss zu allem Bescheid – von Armeewaffen über Bio-Produkte bis zu Massenbesäufnissen. Letzte Woche gab Imhof dem Schweizer Fernsehen SRF Auskunft über den Mythos des vor fünfzig Jahren ermordeten US-Präsidenten John F. Kennedy. Jetzt wissen wir also: Kurt Imhof ist auch Historiker. (*are*)



*Allwissend:* Soziologe Imhof.

## Nachruf



*Schlussapplaus:* Kabarettist Hildebrandt.

**Dieter Hildebrandt (1927–2013)** — Bereits 1951 war er beim Kabarett, zunächst als Platzanweiser. Er war Schüler Erich Kästners, der viele jener Texte schrieb, die meiner Generation – als wir zu lesen angingen, da hatte sich Hitler erst vor einigen Monaten in den Mund geschossen – überhaupt den Massstab für Politik in der Kunst geliefert haben. Ja, Hildebrandt war nach Kästner der Begründer der politischen Kunst in der BRD! Und Hildebrandt blieb Kästners Meisterschüler – bis zu seinem letzten Auftritt in Berlin am 15. März dieses Jahres.

Nie zuvor erlebte ich einen derart enthusiastischen Schlussapplaus. Dieser entsprach Goethes Definition vom Glück: wenn es einem Menschen beschieden ist, «sein Ende mit seinem Anfang zu verknüpfen». Das ist Hildebrandt geglückt: Seine spätesten Vorstellungen, ab seinem achtzigsten Lebensjahr, unterschieden sich von seinen frühesten allein dadurch, dass er nicht mehr auf der Bühne herumtigerte, sondern an einem Tischchen sass, einen kleinen Zettel mit Stichworten als Gedächtnishilfe vor sich.

Doch wie jedem sehr Alten hat man auch ihm die letzte Demütigung nicht erspart: Er erzählte mir am Telefon, Funktionäre des Fernsehens hätten neulich gesagt, er sei nicht mehr komisch – das sagten fast wörtlich vor siebzig Jahren Funktionäre des Bayerischen Rundfunks zu Karl Valentin! Bei seinem grandiosen letzten Auftritt sagte Hildebrandt: «Unser Staat darf heute nur noch, was die Wirtschaft ihm erlaubt.» Kein Wunder, dass unser Staatsfernsehen den 86-jährigen aus dem Programm geschmissen hat. Hildebrandt erlag letzte Woche einem Krebsleiden. *Rolf Hochhuth*

## Agitprop 2.0

Von Henryk M. Broder — Die Kunst, so knapp wie möglich an der Wahrheit vorbeizuformulieren.



Im September 1947 erschien im Berliner Aufbau-Verlag eines der wichtigsten Bücher des letzten Jahrhunderts: «LTI – Notizbuch eines Philologen». LTI steht für: Lingua Tertii Imperii –

die Sprache des Dritten Reiches. Geschrieben hat es Victor Klemperer, Professor für Romanistik an der Technischen Universität in Dresden, den die Nazis 1935 aus dem Amt entfernt hatten. Klemperer hatte schon 1912 dem Judentum den Rücken gekehrt und war zum Protestantismus übergetreten. Für die Nazis aber war und blieb er ein Jude, wenn auch – wegen seiner Ehe mit einer «arischen» Frau – ein relativ geschützter. In seinen «Notizen» analysierte er, wie die Nazis die Wirklichkeit mit Hilfe der Sprache verbogen. Eine Technik, deren sich auch die Kommunisten bedienten, um die Massen zu täuschen.

Nun ist seit dem Ende des Dritten Reichs und der Implosion des sozialistischen Imperiums viel Zeit vergangen. Die Politiker sind in der Realität «angekommen». Wer lügt oder bei seiner Doktorarbeit schummelt, fliegt auf und raus. Es sei denn, er macht es besonders geschickt. Zum Beispiel so: «Wir werden auch, auf den Wunsch der CSU hin, an einer europarechtskonformen Lösung für eine Mitbelastung der nichtinländischen Kraftfahrzeughalter arbeiten, wenn sichergestellt ist, dass kein deutscher Autofahrer stärker belastet wird.»

Versuchen Sie nicht, diesen Satz zu verstehen. Er wurde absichtlich so formuliert, damit Sie ihn nicht verstehen.

Hatte die Kanzlerin im Wahlkampf versichert: «Mit mir wird es keine PKW-Maut geben!», so gab sie als Gastrednerin auf dem CSU-Parteitag nicht etwa bekannt, CSU-Chef Seehofer habe so lange auf sie eingeredet, bis sie umgefallen sei, sie präsentierte die frohe Botschaft in einer europarechtskonformen Verpackung: Es werde eine Mitbelastung (Maut) der nichtinländischen Kraftfahrzeughalter (Ausländer auf deutschen Autobahnen) geben, sobald man/frau einen Weg gefunden habe, die Fremden zu schröpfen und die Eingeborenen zu verschonen.

So könnte die Kanzlerin es auch sagen. Aber sie mag nicht. Das Risiko, richtig verstanden zu werden, wäre zu gross. Und ausserdem: So hat sie es bei der FDJ gelernt. Als Sekretärin für Agitation und Propaganda.

## Meierhans denkt, der Markt lenkt

Von Silvio Borner — Mit Lenkungsabgaben will der Preisüberwacher jetzt auch Energiepolitik betreiben. Ökonomische Grundregeln bleiben dabei auf der Strecke.

Als Ökonom müsste man jauchzen vor Freude, wenn der Preisüberwacher endlich die zentrale Rolle der Preise als Lenkungs-signale erkannt hat. Leider bezieht sich die Erkenntnis aber nicht auf die Preisbildung im Markt, sondern auf politisch beeinflusste Preise. Stefan Meierhans unterstützt nämlich die «Energiestrategie 2050» des Bundes mit einem Plädoyer für Energieabgaben und einer Kritik an den Fördermassnahmen, die bis 2020 im Vordergrund stehen.

Ab 2020 soll das ineffiziente Fördersystem mit der kostendeckenden Einspeisevergütung (KEV) schrittweise durch «Lenkungsabgaben» auf sämtlichen fossilen Energieträgern abgelöst werden. Wenn die Lenkungsabgaben laut Preisüberwacher «bestechende Vorteile» aufweisen und immer «erste Wahl» sein sollten, dann müssten wir doch gleich damit in die Energiewende einsteigen und nicht noch jahrelang mit den KEV die Erneuerbaren subventionieren! Dass dies nicht geht, liegt auf der Hand: Die Politiker wissen, dass dies das Ende der Wende wäre, weil das Volk massive und selbstmörderische Preissteigerungen im Alleingang nie akzeptieren würde. Das Referendum gegen die Vignette von 100 Franken lässt grüssen.

Trotzdem hofft der Preisüberwacher auf eine «hohe» Abgabe auf Strom aus Atom-, Gas- und Kohlekraftwerken. Diese führe (gemäss Meierhans) dazu, dass Firmen und Haushalte die Energieeffizienz verbessern oder vermehrt auf Strom aus erneuerbaren Quellen ausweichen. Der Staat schaffe nur Anreize, weil die Lenkungsabgaben vollständig zurückerstattet werden müssten.

### Unübertreffbare Selbstüberschätzung

«Wir werden genau darauf achten, dass dies auch umgesetzt wird», betont Meierhans in unübertreffbarer Selbstüberschätzung seiner Person und seines Amtes. Seit wann und mit welcher Legitimität mischt sich der Preisüberwacher überhaupt in eine erst anlaufende gesetzgeberische Umsetzung der (vom Volk noch nicht bestätigten) Energiewende ein?

Diese Anmassung sollte uns wachrütteln: Eine Minderheit aus opportunistischen Politikern, planungsbesessenen Bürokraten, idealistischen Träumern und knallharten Interessenvertretern will unsere Versorgungssicher-

heit mit Energie im Allgemeinen und den Strom im Besonderen aufs Spiel setzen. Was wäre bei Lenkungsabgaben im Auge zu behalten, sollen sie nicht mehr Schaden als Nutzen anrichten?

1—Lenkungsabgaben sind nur dann effizient, wenn sie externe Kosten wie beispielsweise Umweltverschmutzung in die Preise einspeisen. Aber die Quantifizierung der externen Kosten ist enorm kontrovers, je nachdem, für wie gravierend man den Einfluss des CO<sub>2</sub> auf den Klimawandel hält und wie man dessen volkswirtschaftlichen Kosten einschätzt. Will man aus rein politischen Gründen den Stromverbrauch auf ein willkürliches Niveau absenken, dann hat das nichts mehr mit der Internalisierung von externen Kosten zu tun und wird daher ineffizient. Die Abgaben fallen dann nämlich (viel) zu hoch aus und richten grossen volkswirtschaftlichen Schaden an. Zu hohe Lenkungsabgaben schaffen Fehlanreize

zur Produktionsverlagerung und Deindustrialisierung oder zum Tanktourismus in umgekehrter Richtung.

2—Eine Lenkungsabgabe darf keinem fiskalischen Zweck dienen, sondern darf allein nachgewiesenes Marktversagen korrigieren. Sie muss daher staatsquotenneutral ausgestaltet werden. Das heisst, die Einnahmen

sind vollumfänglich an die Bevölkerung zurückzuerstatten. Die CO<sub>2</sub>-Abgabe ist seit ein paar Jahren keine Lenkungssteuer mehr, weil ein Drittel für die Subventionierung der Gebäudesanierungen verwendet wird. Da kann der Preisüberwacher lange «darauf achten» – dieses Schicksal blüht auch anderen Lenkungsabgaben.

3—Effiziente Lenkungsabgaben stehen somit in einem logischen Widerspruch zur ökologischen Steuerreform. Beispielsweise wollen die Grünliberalen mit der Energiebesteuerung andere Fiskaleinnahmen wie die Mehrwertsteuer ersetzen. Die fiskalische Zielsetzung der Staatsfinanzierung verdrängt dadurch diejenige von Lenkungsabgaben. Je wirksamer die Lenkungsabgabe, desto geringer die Einnahmen für den Staat. Dienen sie hingegen der Staatsfinanzierung, dann wird das dramatisch. Das sollte sich auch die FDP noch einmal überlegen, bevor sie Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und den Grünliberalen auf den Leim kriecht.





# Im schwarz-roten Dickicht

Von Hansrudolf Kamer — Die deutsche Politik liebt Verhandlungen. Die SPD zierte sich, die CDU ärgerte sich, nur die CSU ruhte in sich. Deutschland driftet weiter nach links und wird durchreguliert.



**G**lückliches Deutschland! Gut zwei Monate verhandelte die europäische Führungsnation nach der Bundestagswahl über einen Koalitionsvertrag. Alles muss seine Ordnung haben. Natürlich

funktionierte Germanien auch mit einer geschäftsführenden Equipe unter Angela Merkel reibungslos. Strategische Weichenstellungen stehen nicht an, dem Land geht es ganz gut.

Es handelt sich um eine parlamentarische Demokratie, will sagen: Die Deutschen haben keine grosse Koalition gewählt, sondern einzelne Parteien. Das Bündnis der Grossen ist nur eine der Möglichkeiten und das Wunschgebilde von Meinungsumfragen. Merkels Partei gewann mit grossem Abstand, die SPD fuhr das zweit-schlechteste Resultat ihrer Geschichte ein. Das politische Ergebnis könnte das Gegenteil dieses Wählerwillens werden.

Sieger und Verlierer schliessen sich zusammen, weil die FDP aus dem Bundestag kippte und die Anti-Euro-Partei den Einzug in denselben nicht schaffte. Deshalb wurde aus einer Gesamtmehrheit der Stimmen rechts der Mitte ein linkes Übergewicht im Parlament. Merkels Optionen wurden eingeschränkt. Die Logik ihres Handelns ist unanfechtbar.

Vor acht Jahren stand die Koalition zwischen CDU/CSU und SPD nach zwei Monaten. Diesmal verkauften sich die geschlagenen Sozialdemokraten aus einer Position der Schwäche sehr zähe. Die in den Wahlen unglücklich operierende Parteiführung will sich absichern. Die Mitgliederbefragung über den ausgehandelten Koalitionsvertrag dient dazu.

An der Basis rumort es. Doch zu guter Letzt wird sie wohl ja sagen. Am Wochenende war der Parteichef Sigmar Gabriel «in der Provinz», um die Unruhe zu dämpfen. Kernanliegen wie die Solidarrente, den Mindestlohn und den Doppelpass könne die SPD in einer grossen Koalition durchsetzen. Wenn die Mitglieder all das ablehnten, wäre das Ende der SPD als Volkspartei eingeläutet. Eine weitere Beruhigungspille ist sein Versprechen, nach der nächsten Wahl allenfalls eine Koalition mit der Linken, den ehemaligen Schiessbefehl-Kommunisten, einzugehen.

Eine grosse Koalition mit sozialdemokratischer Handschrift droht Deutschland. Was das

konkret bedeutet, hat die FAZ magistral auf den Punkt gebracht: «Zwei Monate haben Hunderte Vertreter von CDU, CSU und SPD darüber verhandelt, wie sie den Einfluss des Staates auf Gesellschaft und Wirtschaft erhöhen können. Als Ausgleich für den Verzicht auf Steuererhöhungen sollen ein hoher Mindestlohn eingeführt, die Gehälter von Managern begrenzt, die Zeit- und Leiharbeit beschnitten, die Mieten reguliert, eine Frauenquote beschlossen, die Rente für ältere Mütter erhöht, eine Mindestrente eingeführt, die Planwirtschaft in der Energiewende fortgeführt und der Zusatzbeitrag der Krankenkassen abgeschafft werden.»

## Kein Fanklub für die Freiheit

Die Regulierungsdichte erstickt die Privatwirtschaft. Ihre Investitionen gehen ohnehin zurück. Wer auf Freiheit, Selbstbestimmung und persönliche Verantwortung setzt, findet im Bundestag keinen Fanklub mehr. Das ist wohl auch die Folge der fortschreitenden Sozialdemokratisierung der CDU unter Merkel, aber nicht nur. Diese Partei war ideologisch nie sonderlich stark unterfüttert und gehemmt. Ludwig Erhard war die Ausnahmeerscheinung. Pragmatismus und Machtinstinkt waren Markenzeichen von Adenauer und Kohl. Merkel liegt genau auf dieser Linie.

Aussenpolitisch gibt es kaum Zündstoff. Kanzlerin Merkel soll aber vorhaben, in der Europäischen Union Vertragsänderungen durchzusetzen, um die Strukturen zur Euro-Rettung zu verfestigen. Die EU-Kommission soll vor allem die Befugnis für eine straffere Kontrolle über die Haushalte der Mitgliedstaaten erhalten. Vertragsrevisionen sind aber heikel, weil sie in allen Mitgliedstaaten ratifiziert werden müssen. In einigen von ihnen könnten Volksabstimmungen angesichts wachsender Euro-Skepsis schief laufen. Diese Politik weckt in der SPD deshalb Vorbehalte. Sie will europapolitisch weiter mit Tarnkappen operieren.

Natürlich kann das grosse Bündnis an der Mitgliederabstimmung der SPD scheitern; es wurde ein Quorum von zwanzig Prozent der Mitglieder für die Gültigkeit der Abstimmung festgesetzt. Und die überzeugten Gegner der grossen Koalition in der SPD sind vermutlich eher motiviert, am Urnengang teilzunehmen. Doch die staatsgläubigen Elemente werden am Ende wohl überwiegen.

Merkel könnte sonst mit einem Minderheitskabinett regieren, die Verhandlungen mit den Grünen wieder aufnehmen – in Hessen wird dieses Modell zurzeit durchexerziert –, oder sie könnte auf Neuwahlen zusteuern wie Gerhard Schröder 2005 und Willy Brandt 1972. Die Vertrauensabstimmung im Bundestag ist zwar nicht so angedacht worden, dass der Antragsteller eine Niederlage anvisiert, damit Neuwahlen ausgelöst werden. Doch das Bundesverfassungsgericht hat im Fall Schröder das Vorgehen explizit gutgeheissen. Auch eine Wiederholung der September-Wahl im Frühling wäre angesichts der Lage für Deutschland keine Katastrophe. ○



Das Gegenteil des Wählerwillens: Bundeskanzlerin Merkel, SPD-Parteichef Gabriel (r.).

## Der wahre Verlierer

Von Christoph Mörgeli

**A**uch wenn es scherbelt wie eine alte Schallplatte: Politiker reden gerne ihre Niederlagen schön. Am besten konnte es am Abstimmungssonntag SP-Mann Claude Longchamp. Der Meinungsforscher unseres Staatsfernsehens war der Verlierer des Tages. Am 18. Oktober hat der Kaffeesatzleser 25 Prozent gegen die Familieninitiative diagnostiziert. Tatsächlich waren's dann 58,5 Prozent. Genau gleich viele Ja und Nein sagte der Hellseher für die «1:12»-Initiative voraus. Tatsächlich betrug die Zustimmung bloss 34,7 Prozent. 41 Prozent prophezeite der Gaukler gegen die Erhöhung der Vignette. Tatsächlich verwarfen sie 60,5 Prozent.

Ausser einer kurzen Zwangspause (Minarett-Initiative 34 statt 57,5 Prozent) hatten sämtliche Fehlprognosen keine Folgen für Claude Longchamp. Hinter ihm steht die geballte Macht der Zwangsgebührenanstalt SRG. Dahinter wiederum steht die geballte Macht von Bundesrat und Verwaltung. Die herrschende *Classe politique* ist Longchamps Brötchengeber – was seine absolute Regierungshörigkeit erklärt. Nach geschlagener Schlacht kanzelte er vor der Fernsehnation die Gegner der offiziellen Parolen ab.

Moderator Urs Leuthard – Cousin von Bundesrätin Doris Leuthard – befragte Longchamp einfühlend über die ihm vorgesetzte Chefin. Schuld am Debakel der Vignetten-Vorlage sei nicht die sich verheddernde Aargaue- rin. Sondern eine angebliche Kampagne der Boulevardzeitung *Blick*. Der Auftragnehmer des milliardenteuren Monopolfernsehens schießt auf die im freien Markt kämpfende Presse. Und ausgerechnet er unterstellt ihr den Einfluss, eine Abstimmung kippen zu können. Das freieste Land der Welt leistet sich einen Medien-Stalinismus. Wie sonst nur noch Venezuela und Nordkorea.

Wer eine Zustimmung zur Autofahrerstrafe weissagt, die dann sämtliche Kantone versenken, lebt irgendwie nicht in dieser Welt. Doch hartnäckig hält sich das Gerücht, Meinungsforschung sei eine Wissenschaft. Wissenschaftlich belegt ist einzig, dass solche Umfragen meinungsbeeinflussend und mobilisierend wirken, dass sie leicht zu manipulieren sind und dass sie konkrete Auswirkungen auf den Ausgang von Abstimmungen haben. Für die Qualitätskontrolle von Longchamp bei der SRG ist einzig Longchamp zuständig. Herrschten solche Zustände in einem Privatbetrieb, würde die «Rundschau» einen Korruptions-Experten ins Studio zerren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Wieder brav einknicken

Von Peter Bodenmann — Rechte und linke Fremdenfeinde wollen die Zuwanderung mit Initiativen administrativ begrenzen.



*Halbwegs selbstkritisch:* Bankier Hummler.

**W**ir Schweizer – mit und ohne Pass – sind Weltmeister im Reagieren, Sichanpassen und Verdrängen. Und umgekehrt unfähig, künftige Entwicklungen zu antizipieren.

Nichts belegt dies besser als der Tod des Steuerhinterzieher-Geheimnisses. Die Yankees schossen es einfach ab. Und mit ihm die einst stolze Bank Wegelin, die älteste Privatbank der Schweiz. Ausser Konrad Hummler hat rechts niemand diesen Prozess im Nachgang halbwegs selbstkritisch beschrieben.

Wer probt heute wenigstens verbal noch den Aufstand gegen die Amerikaner? Der Finanzplatz und die von ihm abhängige Politik haben begriffen, gegen das real noch bestehende amerikanische Imperium helfen keine helvetischen *Bubentrickli* mehr.

Wenn eine Sau tot ist, muss man möglichst schnell die nächste durch das Dorf treiben.

Die neueste Erkenntnis der politischen Rechten in der Schweiz: Die Schweiz braucht für die Beziehung zur EU gar keine Personenfreizügigkeit, sondern nur den Freihandel. Schiltknecht dixit.

Vielleicht stimmt das ökonomisch sogar. Aber es ist irrelevant, da unpolitisch. Wer Politik macht, muss mit dem Kopf, dem Bauch und den Möglichkeiten des anderen denken, fühlen und rechnen.

Die EU hat bedeutend mehr Möglichkeiten, die Schweiz zu piesacken, als die Amerikaner.

Die EU von heute ist nicht mehr die EU von gestern. Das Gewicht der neuen Länder darf niemand ungestraft übersehen. Zusätzlich leidet die EU unter der kontraproduktiven Sparpolitik von Angela Merkel. Das macht alle noch reizbarer.

Wer glaubt, er bekomme künftig den halbwegs diskriminationsfreien Zugang zu den Märkten der EU und könne umgekehrt die Menschen aus der EU auf dem Schweizer Arbeitsmarkt diskriminieren, hat wenig bis nichts begriffen. Selbst Lech Walesa versucht, uns dies beizubringen.

Die rechten und einst linken Xenophoben in der Schweiz, von der SVP bis zur Ecopop, haben Angst vor einer lebendigen und verdichteten Stadt Schweiz. Etwas Pendlerverkehr raubt ihnen den Schlaf. Sie glauben nicht an den technischen Fortschritt.

Vielleicht nimmt die Bevölkerung die eine oder andere ihrer Volksinitiativen an. Sobald die EU den Druck erhöht, werden die Sieger unter Absingen böser Lieder einknicken. Wie beim Steuerhinterzieher-Geheimnis auch schon.

Schlicht und einfach, weil auch sie Schweizer sind und wie Schweizer funktionieren: reagieren, sich anpassen und alles verdrängen. Immer spät, aber selten ganz zu spät. Wetten, dass...?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Haltung, Haltung über alles

Von Kurt W. Zimmermann — Heute mal ein Lobgesang.  
Ein Lobgesang auf die Ideologie im Journalismus.

Über 150 000 Leser des britischen *Daily Express* unterschrieben den Aufruf. Sie verlangten einen Einwanderungsstopp für Rumänen und Bulgaren. Diese Woche würde der Protest gegen die Personenfreizügigkeit an David Cameron übergeben.

«Premierminister, höre, was das Volk will», schrieb das Blatt.

Ich mag solche Polemiken. Ich mag es, wenn Redaktionen Ideologien verbreiten. Ich mag es, wenn Redaktionen einseitige Pamphlete ausarbeiten und ihre Leser instrumentalisieren. Ich mag es heute genauso sehr, wie ich es vor zwanzig Jahren gehasst habe.

In den letzten zwanzig Jahren ist im Journalismus einiges passiert. Der Markt änderte sich massiv, und wie immer in diesem Fall änderte das die Geisteshaltung der Marktakteure. Erst hat sich in diesem Prozess der Journalismus entideologisiert. Nun gibt es Anzeichen dafür, dass er sich reideologisiert. Das ist gut.

Gut gefallen hat mir zuletzt etwa das Beispiel der Frauenzeitschrift *Annabelle*. Sie trat eine heftige Kampagne für eine Frauenquote im Management los. Nun halte ich eine fixe Frauenquote in der Leistungsgesellschaft für eine ziemlich bescheuerte Idee.

Egal, es hat mir imponiert, wie vehement sich die Redaktion für ihre bescheuerte Idee engagierte. Die Leserinnen unterschrieben begeistert.



Harmlos, ohne Peperoncini: Big Mac.

Vor zwanzig Jahren stand die Presse auf dem Höhepunkt ihres Lebenszyklus. Nie waren die Auflagen höher als in den neunziger Jahren. Verlage waren in derselben komfortablen Lage, wie es die Hersteller von Schreibmaschinen waren, bevor der Computer erfunden wurde.

Weil die Zeitungen damals derart viele Leser erreichten, ereilte sie das Schicksal, das alle Massenprodukte ereilt. Sie wurden massentauglich, also konform und abgeschliffen. Sie wollten es allen recht machen. Sie fürchteten, mit allzu pointierten Ansichten, noch schlimmer: mit Ideologie, ihr Massenpublikum zu verlieren. Sie agierten genauso wie McDonald's, der genau weiss, warum er in seine harmlosen Brötchen keine Peperoncini legt.

Dann widerfuhr den Zeitungshäusern derselbe Verdrängungseffekt, der zuvor den Herstellern von Schreibmaschinen widerfahren war. Das Internet wurde erfunden.

Aus Sicht der marktorientierten Zeitungshäuser war das eine Katastrophe. Aus Sicht der intelligenten Leser, zu denen wir uns zählen, war es ein Glücksfall.

Nun waren viele Blätter plötzlich den Fluch des Massenmarktes los. Sie waren nicht mehr McDonald's, sondern Gourmetrestaurants. Sie standen weniger unter populistischem Anpassungsdruck und konnten wieder mutiger und kantiger werden.

Nehmen wir zum Beispiel die *Weltwoche*, die mir eine wöchentliche Plattform bietet. Ich stehe ihr nicht unkritisch gegenüber, wie man weiss, weil sie mir zu oft zu scheuklappig ist. Aber man muss fairerweise anerkennen, dass sie den Stellenwert der Ideologie, oder nennen wir es Haltung, im Schweizer Journalismus spürbar hochgebracht hat.

Oder nehmen wir den *Tages-Anzeiger*. Dem Blatt gelingt es, sogar die jammervoll gescheiterte «1:12»-Initiative zu einem Triumph des Sozialismus hochzuschreiben. Das ist Ideologie pur. Aber fairerweise muss man anerkennen, dass hier eine Zeitung über die Jahre ein klares Profil gewonnen hat.

Bei beiden genannten Blättern ist es völlig egal, ob ich ihre Haltung teile oder nicht. Haltung ist Haltung, nicht Zustimmung zur Haltung.

Es ist im Journalismus keine Kunst, objektiv, unideologisch und neutral zu sein. Das kann jeder Berufsanfänger, der sich einigermaßen an die Branchenregeln hält.

Subjektiv, ideologisch und polemisch zu sein, ist im Journalismus die Kunst. Es ist gut, dass die Kunst zurückkommt.

# Komikerinnen

Von Beatrice Schlag — Frauen werden für ihren Witz geliebt. Wirklich?

Christopher Hitchens, der vor zwei Jahren verstorbene britische Journalist mit amerikanischem Pass, war ein brillanter Denker. Leider hatte er ein Problem mit Frauen.



Wie viele unsichere Männer, die behaupten, Frauen zu lieben, misstraute er ihnen heftig. Er hatte das Gefühl, sie können machen mit ihm, was sie wollen, ob sie das beabsichtigen oder nicht. Machtlosigkeit Frauen gegenüber ist ein häufiges Gefühl unter Männern. Frauen verstehen das oft nicht, viele glauben es auch nicht. Sie empfinden gescheiterten Männern gegenüber ein Art Dankbarkeit, weil sie sich nicht dümmer machen müssen, als sie sind. Hitchens sah nicht sehr gut aus und war überzeugt, dass Männer gerechterweise mehr Humor hätten, weil Witz und Schlagfertigkeit die einzigen Waffen wenig attraktiver Männer seien, um Frauen zu gewinnen.

## Nur Treue ist wichtiger als Humor

Tatsächlich sind die meisten Frauen begeistert von Männern, die sie zum Lachen bringen. In praktisch jeder weiblichen Kontaktanzeige wird nach einem humorvollen Mann gesucht. Nur Treue steht noch höher im Kurs. Wenn Männer von Frauen schwärmen, fällt das Attribut lustig eher selten. Und eher nebenbei. Die New Yorker Autorin Fran Lebowitz, berühmt für ihren schneidenden Witz, findet das nicht erstaunlich: «Unsere kulturellen Werte sind männlich. Wenn eine Frau sagt, ein Mann sei witzig, bedeutet es dasselbe, wie wenn ein Mann sagt, eine Frau sei hübsch. Ausserdem ist Humor weitgehend aggressiv und präventiv. Und was ist männlicher als das?» Auffälligerweise ist in den letzten Jahren die Anzahl erfolgreicher Komikerinnen von Tina Fey bis «Girls»-Star Lena Dunham in Film und Fernsehen sprunghaft angestiegen. Viele von ihnen schreiben ihre Texte selber und werden mit Auszeichnungen überhäuft. Manche sind ausgesprochen gutaussehend. Ihre manchmal schrille, manchmal sehr leise Chaotik und ihre irritierende Verschrobenheit bringen Männer genauso zum Lachen wie Frauen.

Fem-Nerds werden sie in den USA genannt, Frauen, die leicht neben den Schuhen sind. Was auffällt ist, dass man nie einen Mann sagen hört, er finde sie attraktiv.

## Leserbriefe

### «Das Wikipedia-Lexikon ist wie die Bibel.»

Walter Schriber



«Prüfet die Geister»: Wikipedia.

#### «Heidenarbeit»

Nr. 47 – «Imperium des Wissens»;  
Rico Bandle über Wikipedia

Das Wikipedia-Lexikon ist wie die Bibel, nämlich mit einer Blumenwiese zu vergleichen. Einer Wiese der Geschichte von einem rebellischen Mädchen («Hallo Mister Gott, hier spricht Anna»), welche mit Blumen, aber auch mit Kuhfladen bedeckt ist. Für die Pflege der Bibel gab und gibt es ja auch die Schriftgelehrten und Priester, die das Sagen haben. Weshalb sollte es bei Wikipedia anders sein? Muss ich deshalb auf die Bibel verzichten? Wie heisst es dort doch so schön? «Prüfet die Geister.» Das macht die *Weltwoche* besser als viele andere Zeitschriften. Aber es ist eine «Heidenarbeit». So gesehen, kann jeder Suchende (auch Heiden) Wikipedia weiterhin benutzen. Siehe auch den Begriff «Heidentum/Heide» in Wikipedia.

Walter Schriber, Mettmenstetten

#### Rote Linie überschritten

Nr. 47 – «Die Mythenbauern»;  
Markus Schär über die Schweizer Landwirte

Als regelmässiger Leser der *Weltwoche*, als Freisinniger, Ökonom und Unternehmer in der Lebensmittelindustrie hat mich der Artikel über die «Mythenbauern» sehr interessiert. Ich kenne viele Bauern persönlich und bin als Industrieller sowie als Präsident der Mühlengenossenschaft Kanton Bern und als

Vorstandsmitglied im schweizerischen Mül-  
lerverband auch beruflich weiss Gott sehr  
vertraut mit den Interessenkonflikten, die es  
in diesem Sektor geben kann. Der Artikel hat  
dann aber enorm enttäuscht, intellektuell und  
stilistisch. Er beschränkt sich auf eine ein-  
seitige Hasspredigt, die gar in dem unerhörten  
Satz gipfelt, das Jammern sei die Kernkompe-  
tenz der Bauern. Mit diesem Satz hat der  
Autor gegenüber einem ganzen Berufsstand  
definitiv die rote Linie überschritten. Solche



CRESTA  
PALACE

*Adventsträume*

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 150.– im DZ/Person  
Ab 2 Nächten:  
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthaltag  
Wintersaison ab 6. Dezember 2013

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



Bezichtigungen hat unser Nährstand auf  
keinen Fall verdient.

Hermann Dür, Burgdorf

In seinem Rundumschlag gegen die Land-  
wirte, in dem er den Kulturlandverlust  
verharmlost sowie die Selbstversorgung als  
Schaden für unser Land ansieht, geht Herr  
Schär mit der Wahrheit sparsam um. Wenn er  
dann noch die angeblich schlechte Qualität der  
Schweizer Lebensmittel hervorhebt, frage ich  
mich schon, ob er den Artikel aus persönlicher  
Abneigung gegen die Landwirte oder im Inte-  
resse von Import- und Exportindustrie ver-  
öffentlicht hat!

Fritz von Känel, Aeschi

#### Dranbleiben

Nr. 47 – «Blindflug in den Crash»;  
«Fall Mörgeli», Teil 2, von Philipp Gut

Die akademische Elite der Uni Zürich und de-  
ren Dunstkreis liefern ein Intrigenspektakel  
der Sonderklasse. Charakterstärke und Intelli-  
genzquotient sind offensichtlich keine siame-  
sischen Zwillinge. Der staunende Nichtakade-  
miker reibt sich die Augen ob des Hexenkessels,  
den er mit seinen Steuern mitfinanziert.

Hans Mink, Bolligen

#### Die Zuhälter sind das Problem

Nr. 47 – «Saubermann sieht rot»;  
Alex Baur über die Zürcher Polizei

Das Problem liegt bei den Zuhältern, die  
die ganze Szene pushen, um möglichst viel  
Geld zu verdienen. Um dieses Ziel zu errei-  
chen, ist ihnen jedes Mittel recht. Die Prosti-  
tuierten werden gedemütigt, geschlagen  
und ausgebeutet. Sie werden wie Ware be-  
handelt. Die Zuhälter müssen ausgeschaltet  
werden, indem der Staat die Gebäulichkeiten,  
sprich Eroscenter, baut, Miete einzieht,  
die Hausordnung durchgibt und die Zu-  
hälterei verbietet. Das alles hat noch den  
Vorteil, dass man das Milieu steuertechnisch  
in den Griff kriegt.

Kurt Hollenstein, Oberbüren

#### Korrigenda

Im Artikel «Willkommener Tropensturm»  
(Nr. 47/13) steht, das Fernsehen SRF habe die-  
ses Jahr keinen Korrespondenten an die Kli-  
makonferenz geschickt. Das ist falsch. Richtig  
ist, dass Jürg Brunner während der letzten drei  
Tage der zweiwöchigen Konferenz live aus  
Warschau berichtete.

Im Editorial (Nr. 47/13) steht fälschlicherweise,  
Ludwig Erhard sei FDP-Kanzler gewesen.  
Erhard war natürlich CDU-Politiker. Wir  
bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion



*Bestimmen Sie, wer  
Ihr Unternehmen eines  
Tages weiterführt.  
UBS Unternehmens-  
nachfolge.*



**Jetzt die Zukunft Ihres Unternehmens  
gestalten:** Telefon 0844 853 002 oder  
[www.ubs.com/unternehmensnachfolge](http://www.ubs.com/unternehmensnachfolge)

**Nachfolgeplanung ist unser Handwerk seit 1862.**

Mit UBS Unternehmensnachfolge unterstützen wir Sie neu mit einer noch breiteren Palette von Werkzeugen und Dienstleistungen.

Dazu zählt unter anderem die Bewertung Ihres Unternehmens oder die Hilfe bei der Nachfolgersuche – unabhängig von der Grösse Ihres Betriebs. Auf diese Weise vereinfachen wir Ihre Entscheidungsfindung wirksam. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung und unser grosses Know-how für eine familieninterne oder externe Nachfolge. Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen.

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*





Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling for Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B06, dem Emblem dieses ausserordentlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seinen exklusiven 30-Sekunden-Chronografen aus, der Zeitspannen äusserst genau misst. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.



# THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B06

**BREITLING**  
— *for* —  
**BENTLEY**

# Eine famose Farce

Das Völkerrecht ist weder klar definiert noch global verbindlich, sondern ein Mittel der Machtpolitik. In der Schweiz dient es als bequeme Waffe gegen die direkte Demokratie. Von Urs Paul Engeler und Wieslaw Smetek (Illustration)

Werden Demokraten direkt, initiativ und auch erfolgreich, steckt Bern sie in Zwangsjacken. Die wiederholte Begründung des politischen Freiheitsentzugs: Verstoss gegen das Völkerrecht!

Nur, das «Völkerrecht» gibt es nicht, auch nicht das angeblich «zwingende», «*ius cogens*» genannt. Was mit ernststen Mienen unter diesem Titel – von Fall zu Fall, wie zu zeigen ist – beschworen wird, ist kein göttliches Gebot und kein demokratisch beschlossenes Gesetz, sondern ein unstrukturiertes Sammelsurium von Konventionen, Uno-Chartas, nationalen und internationalen Richtermeinungen oder privaten Ansichten modernistischer Politologen und Staatsrechtler. Das muss selbst der Bundesrat zugeben. Auf Seite zehn seiner Botschaft zur Ablehnung und teilweisen Ungültigerklärung der Durchsetzungsinitiative der SVP schreibt er wörtlich: «Eine autoritative Auflistung des zwingenden Völkerrechts existiert zwar nicht, doch ergeben sich Anhaltspunkte auf Normen mit *ius cogens*-Charakter aus der Staatenpraxis und aus Staatsverträgen des humanitären Völkerrechts. Zum zwingenden Völkerrecht können gezählt werden [...]» Es folgt eine bunte Liste unterschiedlicher Normen und Bestimmungen.

Die Landesregierung, die das Völkerrecht als allerhöchste Instanz anruft, räumt erstens offiziell ein, dass nirgendwo eine gültige Definition dieses «zwingenden Völkerrechts» aufzufinden ist, dass zweitens auch Politiker und Chefjuristen sich lediglich auf irgendwelche «Anhaltspunkte» abstützen und darum drittens von «können» – und gar nicht von «müssen» – schreiben. Und obwohl sie damit offenbaren, dass sie eigentlich gar nicht genau wissen, wovon sie sprechen, verlangen sie von den Bürgern die penible Beachtung dieses Ungefähren.

Das ist zwar nicht ganz neu. Mit der Attacke gegen die SVP-Initiative hat der Trick, das «Völkerrecht» als politische Waffe gegen unliebsame Parteien und Begehren einzusetzen, eine neue Stufe der Eskalation erreicht. Korrekt und konkret hat die SVP in ihrer Initiative vier unbedingte Vorbehalte gegen eine automatische Ausschaffung krimineller Ausländer aufgeführt: «das Verbot der Folter, des Völkermords, des Angriffskrieges, der Sklaverei sowie das Verbot der Rückschiebung in einen Staat, in dem Tod oder Folter drohen». Das sei zu eng, meint nun die Mehrheit der Funktionäre und damit auch des Bundesrats. Es fehlten im SVP-Katalog, so schimpfen die Interpreten eines Rechts, das es so nicht gibt, der explizit er-

wähnte «Schutz vor willkürlicher Verhaftung sowie das Verbot von Kollektivstrafen» oder der Schutz vor grausamer Bestrafung.

## Schwabbelige Sätze

Das sind Spitzfindigkeiten, für den Bundesrat aber der Grund, diese Passage dem Souverän gar nicht zum Entscheid vorzulegen.

Wer Qualliges exakt zu definieren und zu begründen versucht, macht sich zum Narren. So geschieht es der federführenden Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) und deren beamteten Trabanten. Um ihre Vorstellungen vom «zwingenden Völkerrecht» glaubhafter abzustützen, verweist die Ministerin auf ein Urteil des Bundesgerichts vom 14. November 2007. Doch genau mit diesem Hinweis rutscht die bundesrätliche Argumentation auf doppelte Weise ins Lächerliche:

Zum Ersten endet der Versuch der obersten Richter, das Völkerrecht zu definieren, ebenso schwabbelig wie die Sätze aus dem Bundeshaus. Sie schreiben: «Allgemein werden zum *ius cogens* elementare Menschenrechte wie das Recht auf Leben, der Schutz vor Folter und erniedrigender Behandlung, die Freiheit von Sklaverei und Menschenhandel, das Verbot von Kollektivstrafen, der Grundsatz der persönlichen Verantwortung in der Strafverfolgung sowie das Non-Refoulement-Gebot gezählt. [...] Weiter gehend wird z. T. auch der Schutz vor willkürlicher Inhaftierung und gewisse, damit zusammenhängende Verfahrensgarantien zum *ius cogens* gezählt.» Man beachte die Formulierungen «allgemein werden» und «weiter gehend wird z. T.» oder «gewisse».

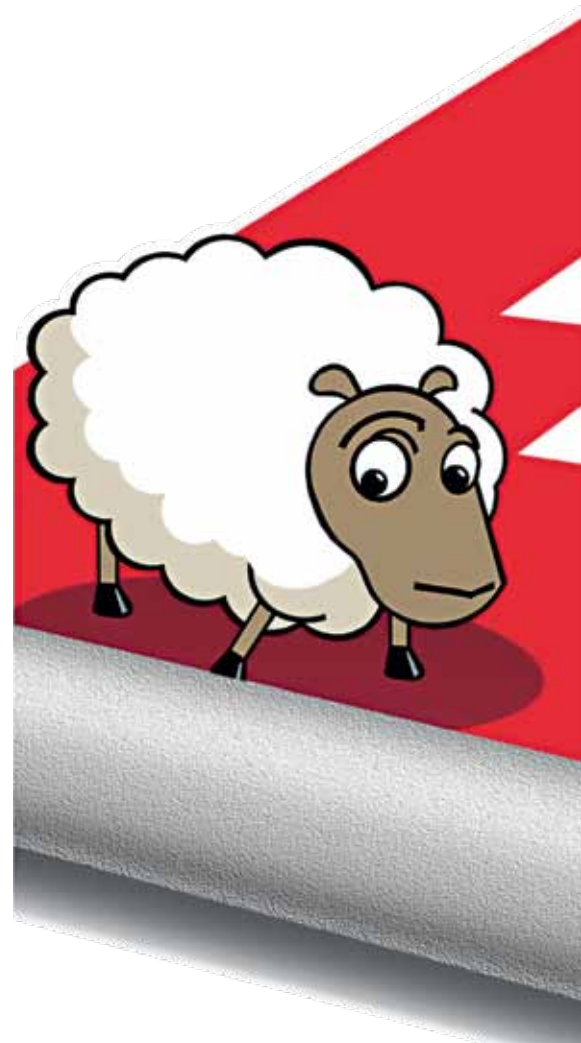
## Ein Mann namens Youssef Nada

Zweitens, und jetzt wird es richtig absurd, postuliert genau dieses Urteil (nachzulesen unter der Signatur BGE 133 II 450), dass das angeblich so zwingende Völkerrecht gar nicht immer beachtet werden müsse. Es ging um einen Mann namens Youssef Nada, der in der italienischen Exklave Campione lebt und – auf Druck der USA oder eher Diktat von deren Geheimdiensten – vom Sanktionskomitee der Uno auf eine Liste von Terrorverdächtigen gesetzt wurde, was Bern, genauer: das zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), gehor samst nachvollzogen hat.

Das bedeutete, dass der Bauingenieur plötzlich weder in die noch durch die Schweiz reisen konnte und im Nest am Luganersee gefangen war. Gegen diese Isolierung, die seine

ärztliche Versorgung tangiere, führte er Beschwerden durch alle Instanzen, und zwar mit der Berufung auf die Garantien der Bundesverfassung und der «zwingenden» völkerrechtlichen Vorstellungen:

Die ohne Begründung und ohne Gewährung des rechtlichen Gehörs erfolgte Aufnahme in die Sanktionslisten verletze das Diskriminierungsverbot, die persönliche Freiheit, die Eigentumsgarantie, die Wirtschaftsfreiheit, den Anspruch auf rechtliches Gehör und das Recht auf ein faires Verfahren. Damit seien die Normen der EMRK und des Uno-Pakts II nicht eingehalten worden, monierte Nada. Und er argumentierte weiter, die Sanktionsbeschlüsse widersprächen generell der Charta der Vereinten Nationen und verletzten sogar «zwingendes Völkerrecht» (*ius cogens*). Aus diesen Gründen dürfe die Schweiz diese Liste nicht ungeprüft übernehmen.



Herzlich willkommen: Der unwiderstehliche Charme



Wenn das gelobte Völkerrecht nur einen Pfifferling wert wäre, hätte der Mann sein Recht bekommen müssen. Doch die Richter zu Lausanne, sonst stets zur Stelle, um eine mögliche Ritzung von Grundrechten zu kritisieren, schmetterten die Beschwerde ab, dies mit einer Begründung, die jeden Verweis auf ein Völkerrecht zur Farce macht. Sie erkannten zwar, dass diese willkürlichen Listen ihre Definition des Völkerrechts verletzen, doch: «Die weltweite einheitliche Anwendung der Uno-Sanktionen wäre gefährdet, wenn die Gerichte einzelner Mitgliedstaaten die Sanktionen gegen einzelne Personen oder Einrichtungen wegen allfälliger Verletzungen von Grundrechten gemäss EMRK und Uno-Pakt II – die sich weitgehend mit den Grundrechten der nationalen Verfassungen decken – aufheben oder abändern könnten.»

### Recht je nach Wetterlage

Im Klartext: Wenn die US-Geheimdienste Verdächtigenlisten erstellen und Menschen ihrer Bewegungsfreiheit und des Zugriffs auf Vermögen berauben, ist das, was die hohen Richter und die Bundesbehörden als «zwingendes Völkerrecht»

bezeichnen, nicht mehr zwingend. Es kann mit dem Segen der Bundesrichter flagrant ausser Kraft gesetzt werden. Es ist plötzlich sehr relativ bis fakultativ, je nach politischer Wetterlage.

Tatsächlich halten die meisten Staaten, die solche Chartas unterzeichnet und ratifiziert haben, sich höchstens dann an diese Absichten, wenn sie ihnen nützen. Sonst hätten die USA das auch von Barack Obama nicht geschlossene Folterlager Guantánamo gar nie eröffnen dürfen. China müsste die traditionellen Hinrichtungen per Genickschuss einstellen. Der Iran hätte die Steinigung als offizielle Art der Bestrafung aus dem Gesetz streichen müssen. Generell dürften die islamisch geprägten Länder ihre Verfassungen und Gesetze nicht länger auf die Scharia abstützen. Und Russland macht momentan keine Anstalten, sich dem Entscheid des Internationalen Seegerichtshofes in Hamburg zu beugen und das beschlagnahmte Greenpeace-Schiff «Arctic Sunrise», das unter niederländischer Flagge fährt, samt Besatzung freizugeben. Die Sanktionsmöglichkeiten sind harmloses Papier.

Wer seinen Blick ruhig über den Globus schweifen lässt, konstatiert, dass dieses «zwingende Völkerrecht» nur von einer Minderheit von – meist eu-

ropäischen – Staaten überhaupt ernst genommen wird. Begeisterung allerdings herrscht nirgends, sogar in einem Staat wie Schweden nicht. Das hat, wohl leicht erstaunt, auch der Bundesrat zur Kenntnis nehmen müssen, als er 2010 in seinem Bericht «über das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht» die Schweiz mit dem vermeintlichen Vorbild im Norden verglich: «Generell kann die schwedische Rechtsordnung aufgrund des Transformationsystems nicht als völkerrechtsfreundlich bezeichnet werden. Zudem besteht aus Gründen der Parlamentsouveränität als fundamentalem Prinzip eine grundlegende Skepsis gegenüber dem Völkerrecht», heisst es.

### Wenn Argumente nicht helfen

Das «Transformationssystem» ist nicht etwa eine schwedische Spezialität, sondern die Methode der meisten Länder. Sie verlangt, dass das «zwingende Völkerrecht» erst dann nationale Gültigkeit erreicht, wenn es den normalen innenpolitischen Prozess der Gesetzgebung durchlaufen hat. Die Schweiz hingegen huldigt dem Automatismus (in der Fachsprache «Monismus» genannt) und betet die Konventionen und internationalen Übereinkünfte ohne weiteres nach.

Die meisten souveränen Staaten zögern oder weigern sich gar, sich dem beliebigen Allerlei des «zwingenden Völkerrechts» zu unterwerfen. Warum übernimmt die Schweiz diese schwach legitimierten Protokolle nicht nur unkritisch, sondern gar mit spürbarer Freude? Es ist nicht allein das Musterschülersyndrom, das die Schweiz hindert, ihre Eigenständigkeit zu leben und sich einem Konflikt zu stellen. Der stereotype Verweis auf das überhöhte Völkerrecht ist vor allem eine bequeme innenpolitische Waffe gegen das weiterhin beliebte (und in der Stärkung der Stellung der Schweiz und der Schweizer erfolgreiche) Mittel der Volksinitiative. Was mit Argumenten nicht bekämpft werden kann, wird mit diesem Fallbeil geköpft – entweder vor einer Abstimmung durch eine Ungültigkeitserklärung oder nachher durch eine (teilweise) Nichtumsetzung.

Politologen wie Marc Bühlmann (Universität Bern) oder Politphilosophen wie Francis Cheneval (Universität Zürich) bereiten via Staatsradio schon den gedanklichen Boden zur Entwertung von Volksbegehren: Sie seien zu Instrumenten des Wahlkampfes geworden (Cheneval) und seien nur geeignet, Themen zu lancieren. Die «Deutungshoheit» der von Volk und Ständen beschlossenen Verfassungsartikel müsse «den politischen Instanzen» vorbehalten bleiben (Bühlmann).

Der Umbau der Schweiz von einer selbstbestimmten Gemeinschaft freier, aufmüpfiger, aber durchaus vernünftiger Bürger zu einem von oben gelenkten Verwaltungs- und Richterstaat schreitet bedrohlich rasch und konsequent voran. ○



des schwarzen Schafs.

# Staatsstreich der Administration

Der Bundesrat legt die völkerrechtlichen Verpflichtungen der Schweiz sehr strikt aus. Durchgedrückt haben dies offenbar Beamte aus Didier Burkhalters Aussendepartement. Dabei gäbe es bei der Auslegung durchaus Spielräume. Wie kam es zu dieser Praxis? *Von Markus Schär*

«Ich bin immer mehr erschrocken», klagte Nationalrat Rudolf Keller, «als ich Sitzung für Sitzung feststellen musste, wie stark sich unser Land völkerrechtlich durch Abkommen und Verträge gebunden hat, die meist gar nicht vom Volk beschlossen wurden.» Der Sprecher der Schweizer Demokraten sagte, als das Parlament im Januar 1998 die neue Bundesverfassung beriet: «Ich bin – das können Sie ruhig wörtlich nehmen – entsetzt und schockiert darüber, wie weit wir uns schon «verkauft» haben.» Wenn das Volk nur noch so wenig zu sagen habe, brauche es auch keine neue Bundesverfassung: «Es dürfte auf dieser Welt kein anderes Land geben, in dem die führenden Politikerinnen und Politiker dem Völkerrecht dermassen Vorrang einräumen, wie das nun geschehen soll.»

Der Parlamentarier vom rechten Rand des Parteienspektrums erntete für seinen Protest nur ein Lächeln – auch die SVP mit Nationalrat Samuel Schmid als Sprecher stimmte dann bereitwillig zu. Am 18. April 1999, bei einer miserablen Stimmbeteiligung von 36 Prozent, nahmen das Volk (mit 59 Prozent Ja) und die Stände (mit 13 zu 10) die neue Bundesverfassung an. Gerade an der Frage, die Rudolf Keller aufwarf, entzündet sich jetzt aber ein Konflikt, und zwar in einer Schärfe, die sich der Schweizer Demokrat vor bald sechzehn Jahren kaum vorstellen konnte.

Bundesrätin Simonetta Sommaruga wandte letzte Woche erstmals eine Bestimmung an, die bei der Totalrevision von 1999 in die Verfassung kam: Die Landesregierung erklärte auf ihren Antrag die Durchsetzungsinitiative der SVP für teilungültig. Denn gemäss Artikel 139 gilt eine Bestimmung nicht, wenn sie «zwingende Bestimmungen des Völkerrechts» verletzt.

Das ist allerdings paradox. Denn die Durchsetzungsinitiative schreibt gerade fest, kriminelle Ausländer seien nicht auszuschaffen, wenn dadurch zwingendes Völkerrecht verletzt würde. Und damit alles klar ist, listet das Volksbegehren auf, was es darunter versteht: «Als zwingendes Völkerrecht gelten ausschliesslich das Verbot der Folter, des Völkermords, des Angriffskrieges, der Sklaverei sowie das Verbot der Rückschiebung in einen Staat, in dem Tod oder Folter drohen.»

## Clique von Justizverwaltern

Das gestrenge Bundesamt für Justiz – das juristische Gewissen der Bundesverwaltung – wollte die Initiative denn auch absegnen. Aber gemäss NZZ, die über eine Sickerleitung ins

Aussendepartement von Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) verfügt, wehrten sich dessen Völkerrechtler dagegen. Sie wandten ein, die Rückschiebung verbiete sich auch bei drohender Inhaftierung oder unmenschlicher Behandlung – wie immer sich diese von der Folter unterscheidet. Und überhaupt: Zwar gebe es weder eine definierte Liste des zwingenden Völkerrechts noch eine Instanz, welche diese aufstellen könnte, räumte Bundesrätin Sommaruga ein. Aber: «Die Schweiz kann das zwingende Völkerrecht nicht einfach umdefinieren.»

Das geht sogar Experten in der Bundesverwaltung zu weit. Jedes Gesetz, sogar das angeblich göttliche, brauche jemanden, der es auslegt, stellen sie fest. Wenn statt des Volks als Souverän eine Clique von Justizverwaltern anordne, was unter dem zwingenden Völker-

## Das geht sogar Experten in der Bundesverwaltung zu weit.

recht zu verstehen ist und wie das Landesrecht sich ihm unterzuordnen hat, dann sei dies ein «Staatsstreich der Administration». Wie konnte es dazu kommen?

Nationalrat Rudolf Keller blickte 1998 nicht nur auf die schockierende Beratung der Bundesverfassung in der Kommission, sondern auch auf eine bittere Niederlage zurück. Das Parlament erklärte im März 1996 erstmals eine Volksinitiative für ungültig, weil sie zwingendes Völkerrecht verletze. Denn die Schweizer Demokraten verlangten mit ihrer Initiative «für eine vernünftige Asylpolitik» vor allem: «Illegal eingereiste Asylbewerber und solche, deren Gesuch rechtskräftig abgewiesen worden ist, werden umgehend und ohne Beschwerdemöglichkeit aus der Schweiz weggewiesen.» Das aber verstosse gegen das Verbot der Rückschiebung, wenn Tod oder Folter drohen, mahnte Bundesrat Arnold Koller (CVP), selber zuvor Völkerrechtler an der Universität St. Gallen: «Es geht um den Schutz von Leib und Leben, um nicht mehr und nicht weniger. Die grässlichen Erfahrungen, die man im Zweiten Weltkrieg und jetzt wieder in Ruanda und Jugoslawien gemacht hat, bekräftigen, dass Leib und Leben nicht zur Disposition der einzelnen Nationalstaaten gehören können.»

Diese Auslegung werde die Landesregierung aber «restriktiv und mit grösster Zurückhaltung weiterentwickeln», beschwichtigte

der Justizminister das Parlament: «Man kann neben diesem Non-Refoulement heute wohl noch das Folterverbot und das Genozidverbot zum zwingenden Völkerrecht zählen. Aber dann sind wir bald einmal am Schluss dieses ganz zentralen, international anerkannten Ordre public, der dem Schutze höchster allgemeiner menschlicher Werte dient.»

## «Ein gewisser Spielraum»

Was er unter «grösster Zurückhaltung» verstand, konnte Bundesrat Arnold Koller schon zwei Jahre später beweisen. Die Totalrevision der Bundesverfassung, die erste seit 1874, galt gemäss Sprachregelung nur als «Nachführung»: Sie wollte kein neues Recht schaffen, sondern nur das geltende entrümpeln, neu ordnen und klar festlegen. Artikel 5 hält fest: «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht.» Und Artikel 139 schreibt vor, wenn eine Initiative zwingende Bestimmungen des Völkerrechts verletze, so müsse die Bundesversammlung sie für ganz oder teilweise ungültig erklären. Als bisherige Praxis, die nun in die «nachgeführte» Verfassung kam, galt dabei jene, die 1996 bei der Behandlung der Asylinitiative der Schweizer Demokraten zur Anwendung kam.

Was aber verstand das Parlament als zwingendes Völkerrecht? Im Ständerat betonte der Berichterstatter Hansheiri Inderkum (CVP),



Gewissen: Justizministerin Sommaruga.



das Parlament wolle im Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht «nicht etwas Neues einführen», insbesondere nicht einen generellen Vorrang des Völkerrechts. Bund und Kantone sollten das Völkerrecht zwar beachten, aber nicht strikt befolgen, sie könnten also auch bewusst davon abweichen. Das unterstrich Samuel Schmid als Berichterstatter im Nationalrat: Bei Konflikten mit dem Völkerrecht müsse «ein gewisser Spielraum für pragmatische Lösungen» offenbleiben.

Das Parlament hatte dem nichts beizufügen, vor allem keine Definition des zwingenden Völkerrechts; es schloss sich bei der Bestimmung zur Ungültigkeit einer Volksinitiative ausdrücklich der Landesregierung an. Für die Verfassung, so wie sie das Volk im April 1999 lustlos annahm, gilt also, was der Bundesrat in seiner Botschaft darlegte: Zum *ius cogens*, dem zwingenden Völkerrecht, gehörten «unbestrittenermassen etwa der Kern des humanitären Völkerrechts, das Gewaltverbot, das Aggressionsverbot, das Genozid- und das Folterverbot».

### Der Fehler der SVP

Diese knappe Formulierung ist bei genauerem Betrachten selber auslegungsbedürftig. Als der Bundesrat aufgrund der Diskussionen um die Minarettverbots- und die Ausschaffungsinitiative 2010 seinen Bericht zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht herausgab, erklärte er deshalb sein Verständnis des zwingenden Völkerrechts – und erweiterte es unbefugterweise leicht: In seiner Botschaft zur Verfassung (wo sich nur die oben zitierte Formulierung findet) habe der Bundesrat die Meinung vertreten, «dass insbesondere das Gewaltverbot, die Verbote von Folter, Völkermord und Sklaverei, die Grundzüge des humanitären Völkerrechts (insb. das Verbot von Angriffen auf Leib und Leben, der Gefangennahme von Geiseln, der Beeinträchtigung der persönlichen Würde sowie von Verurteilungen und Hinrichtungen ohne vorhergehendes Urteil eines ordnungsmässig bestellten Gerichtes) sowie die notstandsfesten Garantien der EMRK Teil des zwingenden Völkerrechts sind». Und als diese «notstandsfesten Garantien der Europäischen Menschenrechtskonvention» zählte er (nochmals) das Verbot von willkürlicher Tötung, Folter, Sklaverei, Leibeigenschaft und Zwangsarbeit auf und hängte ausserdem den Grundsatz «nulla poena sine lege» (keine Strafe ohne Gesetz) an.

Mit Ausnahme dieses in der Schweiz selbstverständlichen Grundsatzes hielt sich die SVP also strikt an die Definition des Bundesrates, als sie ihre Durchsetzungsinitiative aufsetzte. Ätch, sagt jetzt der Bundesrat: Gerade dieses Definieren des zwingenden Völkerrechts verstösst gegen das zwingende Völkerrecht. Oder: Zwar kann niemand festlegen, was zwingendes Völkerrecht ist, aber wir müssen uns daran halten. ○

## Justiz

# «Offen, unbestimmt, im Fluss»

Das zwingende Völkerrecht ist als Schranke für Volksinitiativen sinnvoll. Aber es ist schwer zu handhaben. Von Martin Schubarth

Zwingendes Völkerrecht (*ius cogens*) bildet eine Schranke für jede Verfassungsrevision und damit vor allem eine Schranke für eidgenössische Volksinitiativen. Stolz schlugen sich die Staatsrechtler auf die Brust, als mit der 1999 angenommenen neuen Bundesverfassung solches – «wohl einzigartig unter den heute geltenden Grundgesetzen», so einer ihrer Koryphäen – in Stein gemeißelt wurde.

Gegen eine solche Schranke ist nichts einzuwenden, wenn Klarheit über den Begriff des *ius cogens* besteht. Andernfalls läuft die Demokratie Gefahr, vom Völkerrecht – genauer: von demokratisch nicht legitimierten, oft anonymen Mächten, die uns den Inhalt des *ius cogens* vorschreiben und diesen bei Bedarf nach ihrem Gusto weiterentwickeln – unterlaufen zu werden.

Der sogenannten Durchsetzungsinitiative – die ich persönlich strikte ablehne – wird vorgeworfen, sie stehe im Widerspruch zum zwingenden Völkerrecht. Deshalb beantragt der Bundesrat dem Parlament, sie teilweise für ungültig zu erklären. Die Initiative stellt zunächst klar, dass ihr Inhalt dem nicht zwingenden Völkerrecht vorgehen soll. Im Anschluss daran heisst es wörtlich: «Als zwingendes Völkerrecht gelten ausschliesslich das Verbot der Folter, des Völkermords, des Angriffskrieges, der Sklaverei sowie das Verbot der Rückschiebung in einen Staat, in dem Tod oder Folter drohen.» Dieser Satz soll nun nach Auffassung des Bundesrates aus der Initiative herausgestrichen werden.

Als ich gebeten wurde, in der «Arena» des Deutschschweizer Fernsehens zu dieser Problematik Stellung zu beziehen, konsultierte ich das Standardwerk «Verfassungsrecht der Schweiz», herausgegeben von drei führenden Staatsrechtlern, und ich traute meinen Augen nicht: Denn da steht, aus der Feder des von mir hochgeschätzten Daniel Thürer, zum *ius cogens* geschrieben: «... ein Konzept, das anerkannterweise etwa das Gewaltverbot, das Aggressionsverbot, den Kern des humanitären Völkerrechts, das Genozidverbot und das Folterverbot umfasst, darüber hinaus aber weitgehend offen, unbestimmt, im Fluss und daher schwer zu handhaben ist.»

Nun versetze man sich in die Situation von Initianten, in der Regel Bürger ohne völkerrechtliches Spezialwissen. Sie bemü-

hen sich redlich um einen Initiativtext, der die Regeln des Initiativrechtes beachtet. Vielleicht konsultieren sie sogar das genannte Standardwerk, das gerade auch einem gebildeten Laien das Verständnis für die neue Bundesverfassung erleichtern sollte. Und sie stossen auf die zitierte Passage. Und übernehmen sie in etwa oder reichern sie sogar an aufgrund anderer Quellen. Sie müssen sich verschaukelt



Standardwerk: Staatsrechtler Thürer.

vorkommen, wenn man ihnen jetzt vorwirft, das Non-Refoulement-Gebot gehe noch etwas weiter.

### Anonyme Mächte

Die aktuelle Diskussion bestätigt allerdings, dass Thürer die Sache auf den Punkt gebracht hat. Der Inhalt des zwingenden Völkerrechts ist, wenn man von seinem klaren Kern absieht, weitgehend offen, unbestimmt, im Fluss, und die Schranke des zwingenden Völkerrechts ist schwer zu handhaben.

Dieser Schranke haben Volk und Stände 1999 mit der Annahme der neuen Bundesverfassung zugestimmt. Hat man damit den erwähnten anonymen, einer demokratischen Kontrolle entzogenen Mächten einen Blankoscheck ausgestellt, das zwingende Völkerrecht und damit die Schranken einer Verfassungsrevision verbindlich weiterzuentwickeln? Wäre es aus demokratischer Sicht nicht fairer, wenn Volk und Stände einer behaupteten Weiterentwicklung dieser Schranken ausdrücklich zustimmen könnten?

Martin Schubarth ist ehemaliger Bundesrichter.  
www.martinschubarth.ch

# Drohende Verschnöselung

Cédric Wermuth ist auf allen Kanälen präsent, debattiert mit Wirtschaftsgrössen und gestandenen Politikern. Der Aufsteiger scheint allmählich den Boden unter den Füßen zu verlieren – und wird immer arroganter. Von Christian Mundt



«Stil ist kein Argument»: SP-Nationalrat Wermuth.

«Ich gehöre überhaupt nicht zu denen, die aus 25 Prozent Zustimmung noch einen Sieg machen.» Cédric Wermuth, SP-Nationalrat aus dem Aargau und einer der Initianten der «1:12»-Initiative gab sich vor gut einem Monat kämpferisch. In Roger Schawinskis Montagabendsendung regten sich Moderator und Jungsozialist gemeinsam über diejenigen auf, die nach einer Niederlage, einer deutlich verlorenen Abstimmung, von einem – wenn auch nur moralischen – Sieg sprechen.

An sein Versprechen, eine Niederlage einzugestehen, hielt sich der 27-Jährige nicht: «Die Elite ist ins Schwitzen gekommen», titelte die *Aargauer Zeitung* am Tag nach der Abstimmung. Von Bescheidenheit oder gar Einsicht seitens der Juso war nirgends etwas zu lesen. Trotz der deutlichen Niederlage will Wermuth «weiterhin dagegen kämpfen, dass sich Einzelne auf Kosten von uns allen bereichern». «Wir [gemeint sind er und die Jungsozialisten] haben viel erreicht und dürfen stolz darauf sein», analysierte er.

## Mangel an Stichhaltigkeit

Tatsächlich hat Wermuth sehr viel erreicht – so viel wie schweizweit kein anderer Politiker in seinem Alter. Er kann zwar weder eine Berufsausbildung noch ein abgeschlossenes Studium vorweisen. Erfahrung in der Wirtschaft sammelte er ebenso wenig, wie er einen nennenswerten Beitrag zum Wohlstand unseres Landes geleistet hat. Dennoch haben ihn die Aargauer in den Nationalrat gewählt. Nicht erst seit dem Abstimmungskampf um die «1:12»-Initiative zählt Wermuth zu den bekanntesten Politikern des Landes. Seit er im Sommer 2008 das Präsidium der Jungsozialisten übernahm, ist die SP-Jugendabteilung in den Fokus der Medien gerückt – und mit der Partei auch ihr Präsident aus Baden.

Im Vorfeld der zurückliegenden Abstimmung duellierte sich der Student mit gestandenen Grössen aus der Wirtschaft. In Diskussionen vertritt der Jung-Nationalrat seine Ansichten gegen langjährige, bekannte und profilierte Politiker aller Parteien. In den quotenreichen Formaten sowohl im TV wie auch am Radio ist der «Shootingstar der SP» präsent, Social Media und das Internet weiss er für sich zu nutzen.

Dabei legt der Profipolitiker eine zunehmende Arroganz an den Tag. Insbesondere gegenüber den Vertretern der Wirtschaft, den Verantwortungsträgern und Unternehmern, führt sich der Student auf, als hätte er die allei-



nige Deutungshoheit über das Thema. Respekt vor dem Alter und der Lebenserfahrung kennt er ebenso wenig wie die Anerkennung eines wirtschaftlichen Leistungsausweises. Während beispielsweise Edwin Somm, langjähriger Geschäftsführer und Verwaltungsrat der ABB, die negativen Auswirkungen der von Wermuth mit lancierten Initiative an einem Podium in Wermuths Aufenthaltsort Baden aufzuzeigen versuchte, schüttelte Wermuth den Kopf und raunte vor sich hin, ohne seinem Gegenüber zuzuhören. Bevor der ehemalige Wirtschaftskapitän ausreden konnte, überfuhr ihn der junge Schnellredner mit seinen immer gleichen Argumenten. Die Eloquenz seines Auftritts vermag dabei den Mangel an Stichhaltigkeit seiner Beweisführung mindestens zu kompensieren, vielleicht sogar zu übertreffen. Sein Argumentarium hört sich an wie eine Platte mit dem immer gleichen Lied.

Eine wichtige Strophe im wermuthschen Lied ist der Anstand: Unanständig seien sie, die Bosse, die so viel abkassierten und dadurch nichts übrigliessen für ihre einfachen Angestellten. Dabei macht er weder einen Unter-

## Wermuths Verachtung gilt denjenigen, die Wohlstand schaffen.

schied zwischen Manager oder Inhaber noch zwischen internationalem Konzern oder lokalem Gewerbe. In Wermuths Logik ist unanständig, wer unternehmerische Risiken eingeht und – bei entsprechendem Einsatz und Erfolg – dafür entschädigt wird. Seine Verachtung gilt denjenigen, die Wohlstand schaffen und mit ihrem Tun zum Erfolgsmodell Schweiz beitragen. Notabene jenes Erfolgsmodell, das dem Dauerstudenten den Lebensunterhalt finanziert. In Wermuths Denken ist

ein Dieb, wer besitzt. Denn wer besitzt, der nimmt, was ihm nicht alleine zusteht, Stichwort Demokratisierung und Kapitalismusüberwindung.

## Mit blutverschmierten Händen

Die von ihm stammenden moralischen Appelle wirken insbesondere im Hinblick auf seine eigene Geschichte unangebracht. Seinen Aufstieg vom einfachen Juso-Mitglied aus dem katholischen Aargauer Freiamt zum gefeierten SP-Nationalrat verdankt er einer Aufmerksamkeit, die zu erhaschen ohne gehörige Provokation, nicht möglich gewesen wäre. «Stil ist kein Argument», sagte er vor exakt vier Jahren in dieser Zeitung, «und Politik ist keine Moralschule.»

Zwar generierte auch die Sitzblockade vor dem Hauptsitz der UBS in Zürich, wo er mit jungsozialistischen Kampfgenossen gegen die Bonuszahlungen der Bank demonstrierte, einiges Interesse der Medien. Auf sich aufmerksam machte er aber mit zweifelhaften respektive illegalen Aktionen wie der Besetzung eines leerstehenden Hotels in Baden. Unvergessen bleibt sein Auftritt am SP-Parteitag, wo der Nichtraucher sich einen Joint ansteckte – Protestwelle, Strafverfahren, vor allem aber die gewünschte Aufmerksamkeit inklusive.

Die konservativen Kreise in seiner Heimat brachte er mit einem Plakat gegen sich auf. Die ebenfalls aus dem Freiamt stammende Doris Leuthard grüsste mit blutverschmierten Händen von den Wänden. Als Volkswirtschaftsministerin war die CVP-Bundesrätin damals für die Waffenausfuhr der Schweiz verantwortlich, was sie nach Ansicht Wermuths zur Mörderin machte und ihm die nötige Publizität zur Wahl in die Badener Legislative verschaffte.

Das Amt in der Lokalpolitik hat er zwischenzeitlich niedergelegt, genauso wie das Vizepräsidium der SP. Der Berufspolitiker lebt

von seiner Position als Nationalrat, die ihm 2012 nach eigenen Angaben ein durchschnittliches Einkommen von Fr. 9554.40 pro Monat bescherte.

Im Bundeshaus überzeugt er weniger mit seiner politischen Arbeit als mit seiner Selbstvermarktung. Offenbar stösst das jüngste Mitglied auch in seiner SP-Fraktion mit seinem Auftritt an. So goutieren nicht alle Mitglieder

## In der Finanzkommission tritt er zurückhaltend auf und stellt keine extremen Forderungen.

seine vor allem seiner eigenen Person – und weniger der Partei – dienenden Aktionen. Insbesondere die weniger ideologisch und eher pragmatisch Denkenden sollen sich am ideologischen Klassenkämpfer stören. Ganz anders tritt er offenbar in der Finanzkommission auf. Zurückhaltend und ohne extreme Forderungen bringe er sich ein. Wermuth sei jeweils gut vorbereitet und mit dem Kopf bei der Sache.

Weniger wohlwollend beurteilen andere Politiker den ehemaligen Hausbesetzer und heutigen H-&-M-Anzug-Träger. Sowohl in Mitteparteien wie auch am gegenüberliegenden Pol der SP wird er mit seinem Auftritt als «arroganter Schnösel» wahrgenommen. Diese Seite zeige sich jedoch erst im Parlament, in der Wandelhalle oder im Parlamentscafé. Auf der Strasse, beim Unterschriftensammeln oder wohl auch im Kreise seiner Juso-Genossen schafft es der ehemalige Parteichef, diese Seite zu überspielen. Dank seinem Redetalent und seiner Überzeugungskraft kannte Cédric Wermuths Weg bisher nur eine Richtung, die nach oben. Der Provokateur scheint dabei die Bodenhaftung verloren zu haben. Denn auch aus 35 Prozent Zustimmung einen Sieg zu machen, ist anmassend. ○



Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11

F 044 420 11 12

<b>Importeur Bereich Haushaltsartikel - B2B</b>	<b>Handelsfirma in attraktivem Nischenmarkt</b>	<b>CH-Firma im Bereich erneuerbare Energien</b>
Umsatz: CHF 3'500'000.– Preis: CHF 1'300'000.–	Umsatz: CHF 5'600'000.– Preis: CHF 3'450'000.– (inkl. Kühllagerhaus)	Umsatz: CHF 40'000'000.– Preis: CHF 13'800'000.–
<b>Handelsbetrieb in der Lüftungsbranche</b>	<b>Profitable Fernschule</b>	<b>Handel mit nationaler Feinschmeckermarke</b>
Umsatz: CHF 1'150'000.– Preis: CHF 1'200'000.–	Einmaliges Kursangebot Preis: CHF 1'000'000.–	Umsatz: CHF 3'500'000.– Preis: CHF 2'900'000.–
<b>Handwerksbetrieb für Heizungen</b>	<b>Handelsfirma mit Design-Produkten</b>	<b>Softwarefirma im ERP System Bereich</b>
Umsatz: CHF 590'000.– Preis: CHF 190'000.–	Umsatz: CHF 210'000.– Preis: CHF 210'000.–	Führende Servicesoftwarelösungen Preis: CHF 1'300'000.–
<b>Handelsfirma für Outdoor-Produkte</b>	<b>Werbeagentur in KMU-Nischenmarkt</b>	<b>Druck- und Prägetechnikunternehmen</b>
Umsatz: CHF 1'165'000.– Preis: CHF 725'000.–	Umsatz: CHF 424'000.– Preis: CHF 500'000.–	Umsatz: CHF 500'000.– Preis: CHF 250'000.–

[www.businessbroker.ch](http://www.businessbroker.ch)

# Gutachterin von Brüssels Gnaden

Die Genfer Europarechts-Professorin Christine Kaddous analysiert für Economiesuisse die juristischen Folgen der Masseneinwanderungs- und der Ecopop-Initiative. Die angebliche Objektivität ist fragwürdig: Die Gutachterin wird mit EU-Mitteln finanziert. *Von Florian Schwab*

Was passiert mit den bilateralen Verträgen, wenn das Schweizer Volk die Masseneinwanderungs- oder die Ecopop-Initiative annimmt? Auf diese Frage hat der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse die Genfer Professorin Christine Kaddous angesetzt – die Ergebnisse wurden am vergangenen Donnerstag der Öffentlichkeit vorgestellt.

Von der Verfasserin dieses Rechtsgutachtens hat man bisher in der Deutschschweiz erst wenig Notiz genommen. Die schweizerisch-ägyptische Doppelbürgerin kann eine beachtliche akademische Karriere vorweisen. Im Alter von 23 Jahren schloss Kaddous ihr Jus-Studium an der Universität Neuenburg ab. An der Universität Cambridge erwarb sie anschliessend das internationale Anwaltspatent LL.M. Danach spezialisierte sie sich an der Universität Brüssel in EU-Recht. Es folgten Tätigkeiten für eine Wirtschaftskanzlei und für das Bundesamt für Justiz. Im Jahr 1998 promovierte sie, wieder in Neuenburg, und wechselte 2002 als Professorin für Europarecht an die Universität Genf.

Economiesuisse wies bei der Vorstellung darauf hin, dass Christine Kaddous bereits «ausführlich zu den rechtlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU publiziert hat». Tatsächlich hat Kaddous seit 2002 an sechzehn Büchern und mehr als vierzig Fachartikeln zu europarechtlichen Fragestellungen mitgewirkt.

## Schützenhilfe für Giscard d'Estaing

Was der Wirtschaftsdachverband hingegen verschwiegen ist, dass sich die Genfer Professorin praktisch ausschliesslich im Interessenfeld der Europäischen Union bewegt. Deutlich wird ihre EU-Sympathie etwa in ihrem Buch über die «fundamentalen Prinzipien der europäischen Verfassung». Darin begleitete sie wohlwollend das Ansinnen der EU, mit der vom ehemaligen französischen Präsidenten Valéry Giscard d'Estaing erarbeiteten Verfassung endgültig zu den Vereinigten Staaten von Europa aufzusteigen.

Das Schicksal des Vertragswerks ist bekannt: Es scheiterte in mehreren Volksabstimmungen am Votum der Bürger.

Auch wenn es im aktuellen Gutachten um die Beziehungen zwischen EU-Recht und schweizerischem Recht geht, lässt Kaddous keinen Zweifel daran, wo ihre Loyalitäten liegen. Bereits 2006 betonte sie, dass die bilateralen Verträge zu statisch seien, da sich das EU-

Recht dauernd weiterentwickle. Die Schweiz müsse daher eine «zunehmend automatische Übernahme des EU-Acquis» anstreben. Was sie damals in ihrem Aufsatz schrieb, macht deutlich: Kaddous bewertet juristische Fragen aus der Warte Brüssels und durch die Brille des europäischen Rechts.

## Im Zeichen des Sternenbanners

Nicht nur in ihrer Forschung lehnt sich Kaddous an Brüssel an. Auch institutionell bewegt sie sich unter Euro-Turbos. So ist Kaddous Leiterin des von der Universität Genf und der EU gemeinsam finanzierten Zentrums für Europastudien (Centre d'études juridiques européennes), auf dessen Website das Sternenbanner der EU-Flagge prangt. Hier befassen sich Mitarbeiter beispielsweise mit der Frage, wie eine einheitliche EU-Staatsbürgerschaft im Dienste der europaweiten Personenfreizügigkeit durchgesetzt werden könnte. Zwischen 2007 und 2011 organisierte dieses Studienzentrum zusammen mit der Universität Luzern ein Ausbildungsprogramm für Schweizer Staatsangestellte über das Europarecht, für das sie eine Vielzahl von EU-Experten als Gastreferenten zusammentrommelte.

Kaddous gehört zudem dem Vorstand der «Schweizerischen Studiengesellschaft für die europäische Integration» an. Das ist ein Zusammenschluss europäischer Akademiker, und auch auf deren Website prangt das europäische Sternenbanner. Zu den finanziellen Unterstützern dieser Einrichtung gehört die Schweizer Fondation Jean Monnet pour l'Europe, der ein ehemaliger Präsident des EU-Parlaments vorsteht.

Trotz dieser offensichtlich ideellen und vom Netzwerkgedanken geprägten Einbindung der Economiesuisse-Gutachterin in die EU gaben die meisten Medien Kaddous' Studie bemerkenswert unkritisch wieder. Niemand erwähnte, dass die Inhaberin eines «Jean-Monnet-Lehrstuhls ad personam» von der Europäischen Union gesponsert wird: 200 Euro für jede Unterrichtsstunde (und maximal 45 000 Euro im Semester) erhält sie als «Jean-Monnet»-Professorin, wenn sie ihren Studenten die europäische Einigung erklärt.

Der Förderbeitrag fliesst von der EU an das Institut der Universität Genf – inwieweit er Kaddous persönlich als Lohn zugutekommt, war jedoch nicht in Erfahrung zu bringen. Kaddous sei gerade auf Reisen und beantworte keine Fragen zu der EU-Förderung und zu ih-

rem Gutachten. Die Universität Genf bestätigte lediglich, dass die EU-Subvention auf die Höhe der öffentlichen Finanzierung des Instituts durch die Schweizer Steuerzahler keinen Einfluss habe.

Benannt ist das entsprechende Förderprogramm nach Jean Monnet, dem «Vater der Europäischen Union», auf den auch die heutige europäische Führungselite gerne und häufig Bezug nimmt, unter anderem etwa der französische Staatspräsident François Hollande.

In wirtschaftlicher Hinsicht – und darum geht es bei den Bilateralen und der Personenfreizügigkeit – ist Monnet allerdings eine eher zweifelhafte Referenz: Er zeichnete im Nachkriegsfrankreich für etliche planwirtschaftlichen Experimente verantwortlich. Das müsste aus Sicht eines Wirtschaftsdachverbands eigentlich misstrauisch stimmen – womit wir beim Inhalt der Kaddous-Studie angelangt sind.

Economiesuisse wollte wissen, ob die Masseneinwanderungs- und die Ecopop-Initiative mit dem Freizügigkeitsabkommen (FZA) vereinbar seien. Nur: Niemand behauptet hier ernsthaft das Gegenteil. Kaddous untersucht in ihrem Gutachten, wo sich die Unvereinbarkeit aus rechtlicher Sicht genau bemerkbar macht, und kommt – wenig überraschend – zum Schluss, die Initiativen seien «in mehreren Regelungsbereichen mit den Bestimmungen des FZA unvereinbar».

## Das Fallbeil der Guillotine-Klausel

Das Ziel der Initianten ist es ja gerade, die Freizügigkeit in der heutigen Form zu beenden. Da käme es also schon einem Wunder gleich, wenn sich keine juristischen Spannungen feststellen liessen. Nicht einmal die Initianten bezweifeln dies: «Wir zielen auf eine Neuverhandlung des Freizügigkeitsabkommens ab», sagt SVP-Kampagnenleiterin Silvia Bär. Für Economiesuisse «unterstreicht» gerade das unstrittige Resultat der Studie «die Unabhängigkeit» der Gutachterin. «Die aktuelle Studie wurde nicht über den Lehrstuhl von Frau Kaddous, sondern von Economiesuisse als Auftraggeberin finanziert», betont der Verband.

Kontrovers sind hingegen die Schlussfolgerungen, die Kaddous aus dieser Unvereinbarkeit zieht: Die «Jean-Monnet»-Professorin schreibt, es sei «unwahrscheinlich», dass die EU mit sich über das Freizügigkeitsabkommen sprechen lasse, da die «vorgeschlagenen





*Kontroverse Schlussfolgerungen:* Staatsrechtlerin Kaddous.

Massnahmen gegen die grundlegenden Bestimmungen der durch das Abkommen garantierten Personenfreizügigkeit verstossen». Wenn es aber keine Neuverhandlung gibt, dann würde automatisch das Fallbeil der Guillotine-Klausel über die gesamten Bilateralen I niedergehen und somit «die Abkommen der Bilateralen I sechs Monate nach der Notifikation der Aufkündigung ausser Kraft treten».

Die Initianten der Masseneinwanderungsinitiative verweisen hingegen darauf, dass bei «schwerwiegenden wirtschaftlichen oder sozialen Problemen» der Gemischte Ausschuss zusammentritt und einvernehmliche Lösungen bespricht. Das Gremium besteht aus Vertretern der EU und der Schweiz. Kaddous wischt diesen Einwand mit einem Satz beiseite: Der Schweiz gehe es wirtschaftlich so gut, dass dieses Argument von der EU nicht akzeptiert werde. Hört man hier die Stimme Brüssels sprechen?

### **Unbegründeter Alarmismus**

Selbst dann, wenn Kaddous recht hätte und eine Annahme der Initiativen eine unausweichliche Kaskade von Konsequenzen bis hin zur Guillotine auslösen würde, gäbe es keinen Grund für Alarmismus. Von den sieben Be-

standteilen der Bilateralen I ist nämlich das Freizügigkeitsabkommen mit Abstand das wichtigste – und dessen Wirkung auf die Schweiz ist zumindest umstritten. Die anderen Verträge sind vergleichsweise unbedeutend. Allgemein ist das Gesamtpaket kein Geschenk der Europäischen Union an die Schweiz, sondern liegt auch im wohlkalkulierten Interesse Brüssels.

Erstaunlicherweise verlagert Economie-suisse die Debatte weg von den konkreten Vor- und Nachteilen der Personenfreizügigkeit,

---

### **Juristische Fragen bewertet sie aus der Warte Brüssels und durch die Brille des europäischen Rechts.**

---

hin zu den Bilateralen I oder gar dem ganzen bilateralen Weg. Da die SVP «nicht wahrhaben» wolle, dass ihre Initiative den bilateralen Weg aufs Spiel setzen würde, «wollten wir zunächst die juristischen Grundlagen klar aufzeigen», schreibt der Verband.

Schon früher in diesem Jahr hatte Economie-suisse zur Vorstellung eines Rechtsgutachtens eingeladen: Der Berner Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz legte in seiner gelehrten Untersuchung dar, dass die Minder-Initiative

«zu einem nationalen Alleingang und zu einer internationalen Isolierung führen würde». Die Stimmbürger liessen sich davon nicht beeindrucken.

### **Wichtige Fragen bleiben unbeantwortet**

Auch das Kaddous-Gutachten zielt an der wichtigsten Frage zur Personenfreizügigkeit vorbei: Nützt sie der Schweiz? Die Behauptung, nach der die Personenfreizügigkeit zu höherem Wohlstand in der Schweiz geführt habe, konnte bislang nicht belegt werden, und es sind auch keine Anstrengungen erkennbar, hier neue Fakten zu liefern.

Das Bruttoinlandprodukt pro Kopf ist seit der Einführung der Personenfreizügigkeit nicht stärker gewachsen als vorher – eher im Gegenteil. Der Einzelne, so der Eindruck, auf den SVP und Ecopop-Initianten setzen, hat also nichts vom Freizügigkeitsabkommen ausser verstopften Strassen und steigenden Mietpreisen.

Das sind die Probleme, die auch der Bevölkerung im Zusammenhang mit der Personenfreizügigkeit unter den Nägeln brennen. Ob eine juristische Auslegeordnung aus EU-Sicht, die sich dem Verdacht der Parteilichkeit aussetzt, geeignet ist, diese Befürchtungen zu zerstreuen? ○

# «Ich möchte frei sein»

Der Fall «Carlos» bewegt die Schweiz und sorgt für hitzige Debatten um das Jugendstrafrecht. In einem Gespräch mit der *Weltwoche* legt der mittlerweile 18-Jährige erstmals dar, wie er den Rummel um seine Person selber erlebt und was er zum Thema «Kuscheljustiz» zu sagen hat. *Von Alex Baur*

**Guten Abend, «Carlos» – wie geht es Ihnen?**

Nicht gut. Niemand ist gerne eingesperrt. Es ist traurig, wie das Ganze gelaufen ist. Wäre dieser TV-Film über Jugendanwalt Hansueli Gürber nicht gedreht worden, wäre nichts passiert, wäre ich nicht hier in der geschlossenen Anstalt, sondern in Basel in meinem Setting und würde trainieren. Ich habe diesen Dok-Film nicht gesucht. Wissen Sie – ich habe vieles falsch gemacht in meinem Leben, aber seit ich vor über einem Jahr die Chance bekam, mich zum Thaiboxer ausbilden zu lassen, habe ich immer alles genau so getan, wie man es von mir verlangte. Es gibt keinen Grund, mich einzusperren.

**War Ihnen bewusst, dass aus einem Film ein derartiger Wirbel entstehen könnte?**

Ich hatte von Anfang an instinktiv meine Zweifel an diesem Film. Dass mich keiner lieben würde, das war mir schon klar. Ich habe dann trotzdem eingewilligt, weil es im Film ja gar nicht um mich ging, sondern um Jugendanwalt Gürber. Er wollte mich als Beispiel bringen für eine positive Entwicklung. Der *Blick* machte dann das Gegenteil daraus.

**Haben Sie die *Blick*-Kampagne und die Medienberichte über «Carlos» verfolgt?**

Ja schon, vor allem im Internet, als ich noch in Basel war. Ich habe noch nie viel auf das gegeben, was andere von mir denken. Aber es traf mich schon. Ich denke, 99 Prozent der Leute hassen mich. Meine erste Reaktion war: Jetzt will ich erst recht zeigen, dass ich eine positive Entwicklung gemacht habe. Ich habe noch härter trainiert, mir doppelt Mühe gegeben, alles richtig zu machen.

**Was hat Sie am meisten getroffen?**

Die Kommentare zu den Artikeln. Leute, die mich und meine Geschichte gar nicht kennen, forderten alle möglichen Strafen für mich bis zur Ausschaffung. Ich bin Schweizer, wohin soll ich verbannt werden? Früher schickte man Leute wie mich nach Amerika, doch es gibt keine Strafkolonien mehr. Es stimmt schon, was ich als Fünfzehnjähriger getan habe, das war schlimm, aber ich habe meine Strafe abgesessen. Ich glaube nicht, dass es in der Schweiz jemanden gibt, der als Kind so lang im Gefängnis eingesessen hat wie ich. Seit ich im Alter von elf Jahren erstmals eingesperrt wurde, verbrachte ich insgesamt rund fünf Jahre im Gefängnis oder in

geschlossenen Anstalten. In meinem Fall von Kuscheljustiz zu reden, das ist einfach absurd. Auch mein Sondersetting war keine Wohlfühltherapie, sondern ein hartes Programm von früh bis spät.

**Es ging vor allem auch ums Geld – ein Sonderprogramm für monatlich 30 000 Franken für einen Delinquenten.**

Das kann ich schon verstehen. Nur habe ich selber von diesem Geld, abgesehen vom Taschengeld, nie etwas gesehen. Ich habe erst aus dem TV-Film erfahren, was mein Son-

dersetting kostet. Ich bin dankbar für die Chance, die man mir mit diesem Setting gegeben hat. Es ging ja vor allem auch darum, dass ich die Schulbildung nachhole, die ich während meiner Gefängnisjahre verpasst habe. Ich bin schulisch auf dem Niveau eines Viertklässlers stehengeblieben. Um eine Berufslehre zu absolvieren, brauche ich einen Schulabschluss. Aber wenn das Geld das Problem ist, dann verzichte ich halt auf den Privatunterricht. Ich brauche auch keine Vierzimmerwohnung. Ich komme mit einem



«Ich habe erst aus dem TV-Film erfahren, was mein Sondersetting kostet»: Jugendstraftäter «Carlos».



Zimmer und weniger Sackgeld zurecht. Wichtig ist für mich das Boxtraining.

**Ist es wirklich eine gute Idee, einen zum Thaiboxer auszubilden, der als Teenager aus nichtigem Grund einen anderen Teenager niedergestochen hat?**

Ich weiss, Thaiboxen hat nicht den besten Ruf, nur schon das klassische Boxen hat

---

**«Mit diesen Samurai-Schwertern kann man nicht einmal eine Wurst schneiden.»**

---

ein besseres Image. Doch im Kern geht es, wie bei jedem Spitzensport, um Disziplin und Körperbeherrschung, Training und nochmals hartes Training. Das erfüllt mich und gibt mir eine Perspektive. Ich weiss, ich kann es im Thaiboxen sehr weit bringen, das sagen mir auch Profis.

**Wie halten Sie es mit Anabolika – das ist ja immer ein Thema im Spitzensport.**

Ich habe nie Anabolika genommen. Das wäre für meinen Körper, der noch nicht ausgewachsen ist, gar nicht gut. Ich arbeite nur mit legalen und unschädlichen Aufbaupräparaten wie Proteinen und Vitaminen.

**Im Dok-Film werden Samuraischwerter gezeigt, die in Ihrem Zimmer hängen. Das ist nicht gerade das ideale Spielzeug für einen Burschen mit Ihrer Vorgeschichte.**

Ich habe diese Schwerter von meinem Trainer Shemsi geschenkt bekommen. Doch sie haben lediglich eine rituelle Bedeutung. Das Wesentliche sieht man im Film nämlich nicht: Die Klängen sind stumpf, man kann damit nicht einmal eine Wurst schneiden.

**Wie wirkte sich der Rummel auf Ihren Alltag aus?**

Direkt hatte das keine grossen Folgen. Ich durfte weniger raus und musste hinter ver-



## Fall «Carlos»

### Wer schützt wen?

**Obwohl er alle Auflagen erfüllte und seine Strafe abgesessen hatte, kam Carlos hinter Gitter.**

In einem sind sich alle Beteiligten einig: Das Sondersetting, mit dem der als «Carlos» bekanntgewordene Zögling auf die rechte Bahn gebracht werden sollte, war teuer (monatlich 29 200 Franken), aber erfolgreich. Zum ersten Mal in seinem Leben hielt sich der heute 18-jährige Bursche an die Regeln, er war in die Familie seines Boxtrainers Shemsi Beqiri integriert und machte schulische Fortschritte. Obwohl er seine Haftstrafe (9 Monate unbedingt) abgesessen hatte, wurde «Carlos» verhaftet, nachdem der Fall in den Schlagzeilen war. Gemäss dem Zürcher Justizdirektor Martin Graf (GP) war das Setting einerseits zu teuer («nicht kommunizierbar»), zum andern müsse «Carlos» vor den Medien geschützt werden.

Nach der Verhaftung nahm sich gemäss Recherchen der *Weltwoche* der neu eingesetzte Jugendanwalt Felix Bieri speditiv der Sache an und empfahl bald die Fortsetzung des bisherigen Sondersettings mit wenigen Anpassungen. Darauf wurde ihm das Dossier «wegen Arbeitsüberlastung» entzogen und dem Jugendanwalt Patrik Killer zugeteilt. Am 31. Oktober offerierte die Betreuungsfirma Riesen-Oggenschuss ein Setting für monatlich 24 060 Franken. Weil das der Justizdirektion immer noch zu viel war, reichte Riesen-Oggenschuss eine Offerte über 19 655 Franken nach. Namentlich Beqiri verzichtete auf sein Honorar. Während die Schulbildung ausgebaut und ein Berufspraktikum geplant wurde, sollte das Boxtraining in der Freizeit stattfinden. Damit waren alle Forderungen der Justizdirektion erfüllt.

Am 18. November bat Jugendanwalt Killer den eben volljährig gewordenen «Carlos» um eine schriftliche Ermächtigung im Hinblick auf das neue Setting. Doch bereits am nächsten Tag teilte er diesem mit, dass er in die geschlossene Abteilung des Massnahmenzentrums Uitikon (MZU) versetzt werde. Es sei unklar, so die Begründung, wo das Setting mit dem Boxtraining genau hinführen sollte. Ein Gutachter soll nun klären, wie es weitergeht. Bis dahin soll «Carlos» hinter Gittern bleiben – «zu seinem eigenen Schutz und zum Schutz Dritter». Es könnte gefährlich werden, wenn der Bursche «auf einen Journalisten treffen würde». Sein Anwalt legte gegen die Verfügung Rekurs ein.

Alex Baur







Riesen (l.), Justizdirektor Graf.



Solidarität unter Sportlern: Trainer Beqiri (r.), Thaibox-Kollege.

Zürich, um zuerst Pfarrer Giger zu treffen. Danach, auf dem Weg zu meinem Vater, wurde ich auf offener Strasse verhaftet. Die Polizisten waren in Zivil, ich hatte bemerkt, dass sie mir folgten. Doch ich spürte auch: Wenn ich jetzt Widerstand leiste oder flüchte, macht es die Sache nur schlimmer.

#### Wie reagierten Sie auf die Verhaftung?

Ich sagte mir: Die wollen, dass ich die Nerven verliere, damit sie einen Vorwand haben, um mich einzusperren. Doch diesen Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Der Gefängnisleiter von Dietikon ist ein korrekter Mensch, man behandelte mich dort gut. Natürlich war ich niedergeschlagen. Ich wusste: An mir liegt es nicht, ich hatte mich im Setting wohl verhalten, habe immer das gemacht, was man mir vorgeschrieben hat, es gibt keinen Grund, mich einzusperren. Ich war auch im Gefängnis bis zuletzt guter Hoffnung, bald nach Basel zurück in mein Setting zu gehen, um mein Training und meine Ausbildung weiterzuführen, sobald sich die Aufregung gelegt hatte. Ich sollte auch ein Berufspraktikum absolvieren.

#### Letzte Woche hiess es dann plötzlich, dass man Sie ins Massnahmenzentrum Uitikon (MZU) in eine geschlossene Abteilung versetzen würde. Was ging da vor in Ihnen?

Ich fühlte mich verarscht und hintergangen. Am Montag verlangte Jugendanwalt Patrik Killer noch, dass ich eine Vollmacht für ein neues Sondersetting unterschreibe. Tags darauf besuchte er mich im Gefängnis. Bis dahin hatten wir uns jeweils in einem normalen Besuchszimmer ge-

troffen, doch diesmal wollte er nur durch die Panzerscheibe mit mir reden. Da ahnte ich bereits, was auf mich zukam. Er teilte mir ohne grosse Begründung mit, dass ich sofort in die geschlossene Anstalt in Uitikon versetzt werde. Schon am übernächsten Tag war ich im MZU.

#### Wie lautete denn die Begründung?

Es heisst, ich müsste vor mir selber und vor den Journalisten geschützt werden. Was für eine Heuchelei. Seit wann kümmert sich Justizdirektor Graf um mein Schicksal? Die Behörden und Politiker wollen sich nur selber schützen. Die haben Angst vor den Medien und der öffentlichen Meinung. Nur, dafür kann ich nichts. Ich habe das nicht gesucht. Ich bin doch keine Abstimmungsvorlage.

#### «Früher habe ich einfach so lange randaliert, bis ich untragbar wurde und man mich freiließ.»

#### Wären Sie bereit gewesen, sich in ein schlankeres Setting einzuordnen?

Ich wäre zu allem bereit, wenn ich nur zurück zu Shemsi Beqiri ins Training gehen könnte. Meine Betreuer von der Firma Riesen-Oggenfuss hatten ein Konzept aufgestellt, das alle Bedingungen der Zürcher Justizdirektion und der Jugendanwaltschaft erfüllte und günstiger gewesen wäre als eine geschlossene Anstalt. Shemsi war sogar bereit, auf seinen Lohn zu verzichten. Ich wäre dann in meiner Freizeit ins Thaibox-Training gegangen und hätte auch ein Berufspraktikum gemacht. Heute glaube ich, dass die Verhandlungen der Justizdirektion ein Täuschungsmanöver waren. Man brauchte etwas Zeit, bis in Uitikon

ein Platz frei wurde. Vielleicht wollte man auch testen, ob ich ausflippte, um dann einen Vorwand zu haben, um mich einzusperren.

#### Wie geht es nun weiter?

Ich will nicht hierbleiben. Ich werde eingesperrt für etwas, was ich nicht zu verantworten habe, und dagegen wehre ich mich mit allen juristischen Mitteln. Ich bin in einer Zwickmühle. Früher habe ich in den Heimen und Kliniken einfach so lange randaliert und rebelliert, bis ich untragbar wurde und man mich freiließ. Aber jetzt warten die ja nur darauf, dass ich ausflippe; dann hätte man endlich einen Vorwand, um mich einzusperren. Auf der anderen Seite: Wenn ich jetzt kooperiere, werden sie sagen: «Das geht ja wunderbar, es war doch richtig, ihn einzusperren.» Es ist einfach, zu behaupten, ich sei gefährlich; und schwierig, zu beweisen, dass ich nicht gefährlich bin.

#### Was sagen die Mitinsassen in Uitikon? Sind Sie für die jetzt ein Held?

Nein. Ich bin nicht stolz, weder auf das, was ich gemacht habe, erst recht nicht auf das, was über mich geschrieben wurde.

#### Sind Sie sauer auf Jugendanwalt Gürber, der das ganze ins Rollen brachte.

Am Anfang schon ein wenig. Aber eigentlich tut mir Gürber vor allem leid – er wollte an meinem Beispiel ja einen Erfolg zeigen. Das Fernsehen filmte zwei Stunden lang bei mir, doch die wenigen Minuten, die dann ausgestrahlt wurden, zeigten nur das Negative.

#### Was ist Ihr grösster Traum?

Ich möchte frei sein, egal, was die Leute über mich denken. Ich will eine Karriere als Boxer machen, um meinen Eltern zu zeigen, dass ich kein Versager bin. Und eines Tages möchte ich eine Familie haben, Frau und Kinder, wie alle anderen Menschen auch. ○

# Benzin und Burkas

Zuerst die Minarette, jetzt die Vignette: Der Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann hat bereits zum zweiten Mal im Alleingang eine Abstimmung gewonnen. Seine Partei unterstützte das Referendum mit keinem Franken. *Von Christoph Landolt*



«Ich kämpfe einfach»: SVP-Politiker Pieren (l.), Wobmann.

Unten in der Eingangshalle des Bundeshauses stehen die Parlamentarier und stossen mit Weisswein an. Gefeierte werden zwei verdiente Politiker, die als Krönung ihrer Ochsentour für je ein Jahr zum Sitzungsleiter ihrer Parlamentskammern gewählt wurden. Der wirkliche Mann der Stunde feiert noch nicht. Walter Wobmann ist immer noch oben in der Wandelhalle und steht den Kameras der TV-Stationen und den Mikrofonen der Lokalradios zur Verfügung.

Der SVP-Nationalrat aus dem solothurnischen Gretzenbach ist der grosse Sieger des Abstimmungssonntags. Fast im Alleingang hat er die Verteuerung der Autobahnvignette gebodigt, für die sich der Bundesrat, die Kantonsregierungen und fast alle Parteien starkgemacht haben. Gemeinsam mit seiner Berner Parteikollegin Nadja Pieren hat er das Referendum ergriffen, das mit einer rekordhohen Anzahl Unterschriften zustande kam. Monate lang hat er fast jeden Abend irgendwo geredet, hat sein Schlafpensum auf drei, vier Stunden reduziert, hat gekämpft fast bis zur Erschöpfung. Mit der Zeit war er so müde, dass er kaum mehr selber fahren konnte. Ein Pensionär aus der Gegend chauffierte ihn fortan von Podium zu Podium.

Das sei wie Spitzensport, sagt Wobmann. «Ein Leben im Grenzbereich. Das wird auch der Titel meines Buchs sein.» – «Ein Buch über

Sie, eine Autobiografie?» – «Kein Witz. Ich sammle alles. Und wenn ich einmal Zeit habe, schreibe ich darüber.»

An Selbstvertrauen mangelt es dem 56-jährigen nicht, und das, obwohl er in Bern nicht zu den Platzhirschen gehört. Er bekleidet kein wichtiges Parteiamt und wird selten für die «Arena» aufgeboden. Sein Vignetten-Referendum unterstützte die SVP nur halbherzig. «Von der Partei habe ich keinen Stutz erhalten», sagt Wobmann, mit einer Mischung aus Stolz und Trotz.

## Töffszene bildet die Basis

Es ist nicht das erste Mal, dass er allein gegen alle antrat und gewann. Auch die Minarett-Initiative, die er mit den Mitstreitern vom Egerkinger Komitee ins Leben rief, löste bei der SVP zunächst keine Begeisterung aus; Chefstrategie Blocher war dagegen. Wie schafft es Wobmann, trotzdem Mehrheiten zu gewinnen?

«Ich kämpfe einfach. Und ich bin nahe am Volk», sagt er. Wobmann sei «näher am Volk als mancher, der dauernd vom Volk redet», sagt sein Solothurner Parteikollege Roland Borer. Wobmann wisse genau, wo der Schuh drückt.

Während einer wie Blocher meist zu den Leuten spricht, mischt Wobmann sich lieber unter sie. Er fällt kaum auf im Volk, mit der zu

kurz gebundenen Krawatte und den schweren Gummisohlschuhen repräsentiert er die Wählerschaft auch optisch perfekt.

Am liebsten sei er unter seinen Töfffahrern, sagt Wobmann, der in jungen Jahren Motocross fuhr und heute den Verband Swissmoto präsidiert. «Es gibt nicht Schöneres, als nach einem Rennen im Ausland in ein Festzelt zu kommen, und dann sitzen da an einem Tisch lauter Tom-Lüthi-Fans.» Die Töffszene bezeichnet Wobmann denn auch als seine Machtbasis, die den Grossteil der Unterschriften zum Vignetten-Referendum beigetragen habe.

## Lieber Esoteriker als Muslime

Doch da war noch eine andere Organisation, die für sich in Anspruch nahm, zum Erfolg beigetragen zu haben: das sogenannte Alpenparlament, ein Verein mit Sitz in Interlaken, der einen kruden Mix aus Verschwörungstheorien und Esoterik verbreitet. Im vereinseigenen Web-TV heisst es, die Katastrophe von Fukushima sei Folge eines Angriffs der USA oder das Tragen von Golduhren führe bei Männern (nicht aber bei Frauen) zum Herzinfarkt.

Walter Wobmann wehrt ab. Die Alpenparlament-Leute hätten angeboten, die Administration des Referendums zu übernehmen. «Wir hatten ja keinen Franken, da überlegst du dir gut, ob du Hilfe nicht annehmen sollst.» Inhaltlich habe er mit dem Alpenparlament «überhaupt nichts zu tun». Was dessen Vertreter machten, sei deren Privatsache.

Weniger Toleranz als für Esoteriker bringt Wobmann, der sich als «kritischer Katholik» bezeichnet, für Muslime auf. Der Kampf gegen den «politischen Islam» ist neben dem Einsatz für den Strassenverkehr sein zweites grosses Thema. Nach den Minaretten wendet sich sein Egerkinger Komitee den Burkas zu. Bald soll die Unterschriftensammlung für ein nationales Vermummungsverbot beginnen.

Zunächst aber will Walter Wobmann wieder mehr arbeiten. Im Gegensatz zu vielen Ratskollegen ist der gelernte Automechaniker immer noch berufstätig, aktuell als Verkaufsleiter einer Werkzeughandelsfirma, die Automobilzulieferer bedient.

Sein ganzes Leben hat Wobmann in der Automobilbranche gearbeitet. Das Erstklass-GA, das jedem Parlamentarier zusteht, hat er abgelehnt. «Ich habe nichts gegen den ÖV. Aber ich bin Autofahrer.» ○



# Kunstvolles Gemauschel

Die Thurgauer Regierung will einen Erweiterungsbau des Kunstmuseums in der Kartause Ittingen an Volk und Gesetz vorbeizwängen. Dabei rügte ein Gutachten schwerwiegende Rechtswidrigkeiten bei der Auftragsvergabe und kam zum Schluss, das Projekt sei «einzustampfen». *Von Markus Schär*

«Schütz mich vor meinen Wünschen», bittet Jenny Holzer: «Protect me from what I want». Einige der «Truism», also der wahren Sätze der amerikanischen Künstlerin, sieht der Besucher jetzt wieder in der Kartause Ittingen, zusammen mit Werken, die andere Weltstars wie Marina Abramovic oder Joseph Kosuth in den Gemäuern des Kartäuserklosters schufen. Das Kunstmuseum des Kantons Thurgau zeigt, wie sich seit seiner Eröffnung 1983 die Kunst «radikal verändert» hat: Diese Kunst aus Konzepten und Prozessen, schwärmte eine Kritikerin, könne man nicht nur betrachten, sondern mitgestalten.

Da will auch die Politik mitmachen. Seit zwei Jahren bildet sie eine versponnene soziale Skulptur um den geplanten Erweiterungsbau des Kunstmuseums. Nächste Woche soll das Projekt, nach einem Debakel vor Jahresfrist, nochmals vor das Kantonsparlament kommen. Auch falls dieses mitspielt, droht dem Werk das Schicksal, dass es wird, was die zeitgenössische Kunst für viele ist: ein Hirngespinnst.

Die Werke der Weltstars stammen aus den neunziger Jahren, als die Kuratorin Elisabeth Grossmann noch über höhere Budgets verfügte. Ihr Nachfolger Markus Landert muss mit kargen Mitteln auskommen: «Zurzeit sind wir in der Schweizer Museumslandschaft eine Liftmannschaft zwischen Super League und Challenge League», stellt er fest. Mittelfristig gehöre sein Haus dauerhaft in die höchste Liga, dafür brauche es einen Erweiterungsbau. Wer die sehenswerte Jubiläumsschau auf dem ganzen Gelände der Kartause anschaut, fragt sich zwar, wozu das Museum doppelt so viel Ausstellungsraum benötigt und wie es ihn mit seinem knappen Budget bespielt. Aber der Erweiterungsbau muss her – denn es gibt schon ein Projekt dafür.

Die Kartause Ittingen ist seit ihrer Renovation vor drei Jahrzehnten fest in katholischen Händen. Der damalige CVP-Finanzdirektor Felix Rosenberg stiess das Projekt an, zusammen mit seinem Departementssekretär Robert Fürer. Der Frauenfelder Anwalt war erster Procurator der Stiftung Kartause und ist heute als Kompagnon von Ex-CVP-Ständerat Philipp Stähelin, als Verwaltungsratspräsident der Spital Thurgau AG und Vizepräsident der Kantonalbank der mächtigste Mann im Kanton. Und auch der aktuelle Stiftungsratspräsident, SVP-Ständerat Roland Eberle, ist Katholik.

Mit dem Projektieren des Erweiterungsbaus betraute die Stiftung Kartause denn auch ihre

Hofarchitektin Regula Harder, eine Tochter des ehemaligen Thurgauer Finanzdirektors und Nationalrats Franz Josef Harder (CVP). Dabei gab es nur ein kleines Problem: Die Stiftung, mit Robert Fürer als Präsident der Baukommission, wollte das Gebäude erstellen, der Kanton sollte es aber mit neun Millionen aus dem Lotteriefonds – also an Parlament und Volk vorbei – bezahlen. In der Politik regte sich kaum Widerstand gegen diese kunstvolle Mausechlei, nur ein mutiger Anwalt wies hartnäckig darauf hin, dass der Kanton als Financier das Projekt öffentlich ausschreiben müsse. Die *Weltwoche* nahm seine Kritik auf (Nr. 48/12), die *Thurgauer Zeitung* schloss sich an, darauf zog die Regierung das Geschäft im Dezember 2012 zurück, am Tag, an dem es das Parlament durchwinken wollte.

## Million rechtswidrig ausgegeben

Das heisst allerdings noch lange nicht, dass das Projekt im Papierkorb landet. Ein Gutachter bestätigte zwar der Regierung für 30 000 Franken, was ihr der Anwalt gratis erklärt hatte: Der Bau hätte in einem öffentlichen Wettbewerb vergeben werden müssen. Wegen all der Rechtswidrigkeiten wäre das Projekt eigentlich «einzustampfen», meinte der Experte. Aber er fand, wie bestellt, doch noch einen Ausweg, um die rechtswidrig für die Planung

ausgegebene Million zu retten: Die Stiftung Kartause solle das Projekt wie geplant erstellen – aber nicht mit den Architekten, die es geplant haben. Die Regierung zog die Pläne denn auch sofort aus der Schublade – allerdings 2,5 Millionen teurer, da der Kanton nach Minergie-Standard baue. Am nächsten Mittwoch soll der Grosse Rat das Projekt abnicken.

Wieder regt sich kaum Widerstand. SP-Kantonsrat Peter Dransfeld fragte als Architekt, warum die Kosten das Doppelte der Kantonsbauten betragen würden und warum in der Jury drei Juristen aus demselben Büro – jenem von Robert Fürer – sitzen sollen, aber kein Baufachmann. Und SVP-Kantonsrat Urs Martin traute sich trotz Drohungen in der eigenen Fraktion, vor allem von SVP-Baudirektor Jakob Stark, der selber unter Druck steht, die Regierung darauf hinzuweisen, dass sie ein Kunstmuseum als ordentliche Staatsaufgabe nicht aus dem Lotteriefonds bezahlen und gemäss Finanzkompetenz über höchstens 100 000 Franken verfügen dürfe.

Daneben mahnt nur der mutige Anwalt beharrlich, das Expertengutachten und damit das Bauprojekt hätten vor Gericht keinen Bestand. Die Thurgauer Politik sollte wohl einen anderen wahren Satz von Jenny Holzer beherzigen: «Dinge wegzuwünschen, wirkt nicht.» ○



Werke von Weltstars: Kartause Ittingen.

# Die Krankmacher

Psychiater und Psychotherapeuten erklären immer weitere Teile der Bevölkerung für gestört. Den Diagnose-Boom rechtfertigen sie mit angeblichen Erkenntnissen der Wissenschaft. Patienten werden entmündigt, auf Kritik reagiert die Branche allergisch. *Von Alex Reichmuth*

Frau A.\* leidet an schweren Schlafstörungen und landet in einer psychiatrischen Klinik. Dort attestiert ihr eine Psychiaterin eine «bipolare Störung» – was bedeutet, dass sie manisch-depressiv sei. Frau A. hat aber nie Probleme mit Stimmungsschwankungen gehabt. Doch die Psychiaterin interpretiert ihren Widerstand gegen die Diagnose als «Geltungssucht», die Teil ihrer «Krankheit» sei. Herr B. ist bei einer Psychiaterin in ambulanter Behandlung wegen Depression. Sie schickt ihn für eine Gesprächstherapie zu einem Psychologen, der angeblich hochqualifiziert ist. Herr B. kommt mit dessen Methoden aber gar nicht zurecht und zweifelt sehr am Nutzen der Gespräche. Als die Psychiaterin dies erfährt, diagnostiziert sie bei Herrn B. eine «Neurose». Dass er den Psychologen «ablehne», sei «Ausdruck dieser Neurose».

Die Wartezimmer der Psychiater sind voll. Immer mehr Menschen suchen wegen seelischer Nöte Hilfe in den Psychopraxen. In der Schweiz sind es mittlerweile fast eine halbe Million Menschen pro Jahr, sieben Prozent der Bevölkerung über fünfzehn Jahre. Die Gesundheitskosten psychiatrischer Behandlungen steigen stetig an: 2010 betrugen sie rund 1,5 Milliarden Franken – sechzehn Prozent mehr als vier Jahre zuvor. Die Psychiater setzen bei ihren Behandlungen vor allem auf therapeutische Gespräche, um psychische Probleme zu ergründen und zu lösen (Psychotherapien), und auf die Verabreichung von Medikamenten gegen psychische Krankheiten (sogenannte Psychopharmaka).

Viele der Patienten erleben ihren Psychiater oder ihre Psychiaterin als einfühlsamen Begleiter, der ihnen tatsächlich helfen kann. Viele haben aber auch Erlebnisse wie Frau A. und Herr B.: Sie werden mit Diagnosen konfrontiert, die ihnen absurd erscheinen. Widersprechen sie aber, interpretiert der Psychiater den Widerstand oft selber als «krankhaft» oder zu ihrer «Krankheit» gehörend.

## «Paranoide Psychose»

In extremem Mass hat das Gustl Mollath in Deutschland erlebt. Der Bayer wurde 2006 in eine geschlossene psychiatrische Klinik eingewiesen, weil er seine Ex-Frau physisch angegriffen haben soll und als psychisch krank eingestuft worden war. Mollath bestritt beides vehement und wehrte sich mit allen Mitteln. Ohne Erfolg. Die psychiatrischen Gutachter deuteten seine Gegenwehr als Zeichen einer «paranoiden Psychose», die seine Zwangs-

psychiatisierung erforderlich mache. Erst nach sieben Jahren, im letzten Sommer, kam Mollath frei. Das Bundesverfassungsgericht Karlsruhe war zum Schluss gekommen, dass die dauerhafte Unterbringung nicht zu rechtfertigen war.

Manche Psychiater können sich nicht vorstellen, dass ihre Diagnosen falsch sein können, und entmündigen ihre Patienten geradezu. Ein krasses Beispiel dafür lieferte im letzten Juli Johannes Schröder, Psychiater und Professor an der Universitätsklinik Heidelberg. Schröder musste einen Mann beurteilen, der wie Gustl Mollath gegen seinen Willen in eine geschlossene Klinik eingewiesen worden war – ebenfalls weil er angeblich psychisch krank war. Der Zwangsbehandelte zeigte aber wenig Symptome einer psychischen Störung. Dennoch bestätigte Schröder vor dem Landgericht Stuttgart die Erkrankung des Mannes – mit einer irritierenden Begründung: Der Mann müsse eine «psychiatrische Krankheit» haben, weil «psychisch Kranke» die typischen Symptome «dissimulieren». Mit anderen Worten: Fehlen bei einem Menschen, dem eine psychische Erkrankung attestiert wird, die typischen Symptome dieser Erkrankung, so verschleiert dieser Mensch die Symptome lediglich – was bestätigt, dass er psychisch krank ist.

Johannes Schröder berief sich bei diesem Zirkelschluss auf die «psychiatrische Lehrmei-

nung». Auch wenn Psychiater nicht so absurd argumentieren wie der Heidelberger Professor, berufen sich die meisten von ihnen in ihrem Handeln auf «wissenschaftliche Erkenntnisse». Ihre Diagnosen würden nach objektiven Kriterien erfolgen, und ihre Methoden in Gesprächstherapien seien durch Erkenntnisse der Forschung abgesichert. Doch macht das wirklich Sinn? Kann man psychische Probleme unterschiedlichster Menschen wissenschaftlich bestimmbarer Krankheiten zuordnen und die Betroffenen durch entsprechend standardisiertes Vorgehen behandeln?

«Nein», sagt Michael Mary. Der deutsche Psychologe und Paartherapeut bezeichnet die moderne Psychotherapie als «Krake», die um sich greife, «indem sie ganze Bevölkerungsteile für psychisch krank erklärt». In seinem neuen Buch «Ab auf die Couch» rechnet Mary schonungslos ab mit der Art, wie Psychiater und Psychologen «Krankheiten» diagnostizieren und diese in ihren Gesprächen «behandeln». Die Psyche jedes Menschen sei verschieden, schreibt Mary. Psychotherapeuten hätten es darum mit «nicht verallgemeinerbaren Dingen» zu tun. «Wer sich mit der Psyche befasst [...], der kann nicht auf vorgegebene Schemata und Ordnungsprinzipien zugreifen», sagt Mary. Psychotherapie sei eine Kunst, keine Wissenschaft. Der deutsche Therapeut ist überzeugt, dass es sich bei vielen



*Weggesperrt:* Psychiatrie-Opfer Mollath.



*Gefährliche «Krake»:* Buchautor Mary.





*Gegenwehr macht alles nur noch schlimmer: Danny DeVito und Jack Nicholson in «Einer flog über das Kuckucksnest», 1975.*

psychischen Problemen um durchaus gesunde Reaktionen der Psyche auf seelische Belastungen handelt – ausgelöst etwa durch zu viel Stress, Streit in der Partnerschaft oder Trauer um einen verstorbenen Angehörigen. In einer Psychotherapie müsse es darum gehen, Menschen in einer Krise zu begleiten, statt den «irrigen Anschein» zu erwecken, in die Psyche «eingreifen» und sie «reparieren» zu können. Die moderne Psychotherapie vermittele den Hilfesuchenden aber unsinnigerweise «Vorstellungen eines psychisch korrekten Lebens und Liebens», so Mary.

### Verschwundene Diagnosen

Beim schweizerischen Fachverband der Psychiater und Psychotherapeuten (SGPP) lehnt man Marys Kritik rundum ab. Kaspar Aebi, Psychiater und Psychotherapeut, der für die SGPP Stellung nimmt, erachtet die Flut immer neuer Krankheitsbilder als «Resultat einer zunehmenden Differenzierung unserer Kenntnisse, wie dies in andern Wissenschaften ebenfalls zu beobachten ist». Jede «naturwissenschaftliche Auseinandersetzung» bedürfe bestimmter Kriterien zur Systematik, «anhand deren eine Ordnung geschaffen wird». Aebi bezeichnet Buchautor Mary als «Demagogen». Dieser setze sich über anerkannte wissenschaftliche Kriterien hinweg und behaupte das Gegenteil.

Marys Buch trage zur «Stigmatisierung und Entwertung» von Patienten und Behandlern bei, so Aebi. Er ermahnt im Namen der SGPP zudem den *Weltwoche*-Journalisten zur «ethischen Verantwortung» gegenüber Menschen mit psychischen Krankheiten.

Festzustellen ist, dass es von gesellschaftlichen Werten abhängt, welches Verhalten als psychisch krank eingestuft wird. Und diese Werte können sich wandeln. Homosexualität

### Manche Psychiater können sich nicht vorstellen, dass ihre Diagnosen falsch sein können.

galt bis in die 1970er Jahre als psychische Krankheit. Heute bezeichnet kaum mehr jemand Schwule und Lesben als krank. Auch häufiges Masturbieren galt früher als krankhaft – heute nicht mehr. Die «Hysterie» wurde bis ins 20. Jahrhundert häufig diagnostiziert, vor allem bei Frauen. Der Begriff ist längst aus der Psychiatrie verschwunden.

Die psychiatrischen Krankheitsbilder sind vor allem aber immer mehr geworden. Das lässt sich anhand des «Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders» («DSM») nachverfolgen. Diese «Bibel der Psychiatrie»,

herausgegeben von der amerikanischen psychiatrischen Vereinigung, ist nebst dem Diagnoseschema ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation die weltweit meistbeachtete Richtlinie für Seelenärzte. Im «DSM», das 1952 erstmals mit 106 verschiedenen Diagnosen erschien, sind alle anerkannten psychiatrischen Krankheiten verzeichnet und beschrieben. Mit jeder neuen Ausgabe stieg die Zahl der Krankheitsbilder. Im Jahr 2000 enthielt das «DSM» bereits 365 Diagnosen. Im Mai dieses Jahres ist die fünfte Ausgabe mit noch mehr Diagnosen erschienen. Neu hinzugekommen sind etwa «Binge Eating», eine Störung, die sich durch Fressanfälle auszeichnet, oder «Skin Picking Disorder», bei der die Betroffenen dauernd ihre Haut kratzen und quetschen. Neu im «DSM-5» ist auch, dass als psychisch krank gilt, wer nach dem Tod eines nahestehenden Menschen länger als zwei Wochen trauert.

Der Diagnosewahn wurde nach dem Erscheinen des «DSM-5» von einflussreichen Psychiatern kritisiert und in der Öffentlichkeit diskutiert. Thomas Insel, Direktor der grössten psychiatrischen Forschungsinstitution Amerikas, bezeichnete die Krankheitsbilder als «nicht valide» und sprach von einem «Mangel an Zuverlässigkeit». Allen Frances, der 1994 noch hauptverantwortlich war für die

vierte DSM-Ausgabe, warnt nun vor der «Inflation psychiatrischer Diagnosen» und bezeichnet die Psychiatrie als «eine Geschichte von Modewellen» (*Weltwoche* Nr. 15/13).

Solche Kritik wurde in den letzten Jahren noch viel pointierter vorgebracht. Der amerikanische Psychiater Daniel Carlat sprach 2010 in seinem Buch «Unhinged: The Trouble with Psychiatry» («Gestört: Der Ärger mit der Psychiatrie») von der «Illusion, dass wir unsere Patienten verstehen». Bei den immer neuen Diagnosen handle es sich lediglich um «das Verteilen von Etiketten». Auch Marcia Angell, Ärztin und ehemalige Chefredaktorin des renommierten *New England Journal of Medicine*, schrieb 2011 von den «Illusionen der Psychiatrie» und meinte zum Referenzwerk «DSM», dieses beruhe wie die richtige Bibel «überwiegend auf so etwas wie Offenbarung».

Bei solchen Kommentaren fühlt man sich an den deutschen Hochstapler Gert Postel erinnert. Postel, von Beruf Postbote, arbeitete sich in den 1980er Jahren mit vorgetäuschten Fachkenntnissen zum leitenden Oberarzt einer psychiatrischen Klinik hoch. Er wurde Weiterbildungsbeauftragter einer Ärztekammer für Psychiatrie und hochgeschätzter Gutachter für Gerichte. Nachdem Postel aufgefliegen war – nicht wegen fachlichen Versagens, sondern weil jemand entdeckt hatte, dass er einen falschen Namen trug –, schrieb er seine Erlebnisse im Buch «Doktorspiele» nieder. Er bezeichnete die Psychiatrie als «ein Fach, das von der Wortakrobatik lebt». Durch die «Aneinanderreihung leerer Begriffe» sei er auf grosse Anerkennung gestossen. Man könne in der Psychiatrie «jede Diagnose begründen und jeweils auch das Gegenteil und das Gegenteil vom Gegenteil», schrieb Postel. Er habe sich als «Hochstapler unter Hochstaplern» gefühlt.

Viele historische Persönlichkeiten würden – statt zu schreiben, zu forschen oder zu regieren – heutzutage ihre Zeit vor allem auf der psychiatrischen Couch verbringen. Die Liste von herausragenden Figuren, die von Psychiatern rückwirkend für krank erklärt wurden, ist lang. Zu ihnen gehören der Reformator Martin Luther («hypomanisch»), der Physiker Isaac Newton («depressiv»), der Philosoph Immanuel Kant («schizoid»), der Komponist Ludwig van Beethoven («alkoholkrank») oder der Politiker Winston Churchill («manisch-depressiv»).

Wie die Stellungnahme des Fachverbands SGPP zeigt, reden Psychiater gerne davon, dass psychisch Kranke stigmatisiert würden. Aus Furcht vor gesellschaftlicher Verachtung holten sich viele Betroffene darum nicht die nötige fachliche Hilfe, sagen sie. Mit diesem Argument wollen die Seelenärzte den Boom an psychiatrischen und psychotherapeutischen Behandlungen noch ausweiten. Rainer Richter etwa, Präsident der deutschen Bundes-Psychotherapeuten-Kammer, behauptete, nur



*Diagnose «hypomanisch»:* Reformator Luther.

zehn Prozent der Menschen mit psychischen Krankheiten würden eine angemessene Therapie bekommen. Dass der grosse Rest falsch oder gar nicht versorgt werde, sei «skandalös».

Die Psychiatrie wurde in der Vergangenheit aber oft selber zur Stigmatisierung unbequemer Zeitgenossen missbraucht. Man erklärte missliebige Menschen für krank und sperrte sie weg. So erging es etwa dem Wiener Arzt Ignaz Semmelweis. Dieser hatte Mitte des 19. Jahrhunderts erkannt, dass mangelnde Hygiene in Spitälern schuld war, dass unzählige Wöchnerinnen am sogenannten Kindbettfieber starben. Doch seine Fachkollegen erklär-

### **Auch Luther, Newton, Kant, Beethoven und Churchill wurden rückwirkend für krank erklärt.**

ten Semmelweis für geisteskrank. Er kam in eine psychiatrische Klinik und starb dort nach kurzer Zeit. Unter kommunistischen Regimes wie in der Sowjetunion war es übliche Praxis, politische Gegner und Dissidenten als psychisch krank zu bezeichnen und in Kliniken zu versorgen.

Viele Kritiker sehen auch in der modernen Psychiatrie ein Mittel zur Durchsetzung von Macht. Die Klassifizierung «psychisch krank» gründe in «Prozeduren der Macht», schrieb der französische Philosoph und Soziologe Michel Foucault 1961. Psychiatrie sei eines der Instrumente, mit denen die gesellschaftliche Ausgrenzung rationalisiert und wissenschaftlich legitimiert werde. Ähnlich sieht es auch Roland Gori, emeritierter Professor für klinische Psychopathologie aus Marseille. Vor einem Jahr sagte Gori an einem Fachkongress

in Bern, in der Art der Diagnostik in der Psychiatrie spiegle sich ihr «politischer Auftrag» wider. Die «Diagnose-Bibel <DSM>» reduziere den Menschen auf ein Werkzeug der Wirtschaft.

### **Sind Psychiater selber psychisch gestört?**

Man mag solchen Deutungen skeptisch gegenüberstehen, denn sie sind wohl nicht selten selber politisch motiviert. Psychiater und Psychotherapeuten können ihren Patienten aber auch schaden, ohne dass politische Intentionen dahinterstehen müssen. «Immer noch ist die Meinung verbreitet, dass eine Therapie nur Gutes tut», sagte Jürgen Margraf, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, vor einem Jahr gegenüber der Presse. Dass Therapien häufig schaden, zeigte kürzlich eine Studie der deutschen Psychotherapeutin Eva-Lotta Brakemeier: Bei einer Befragung in einer psychiatrischen Klinik gab mehr als die Hälfte der stationären Patienten an, ihr psychischer Zustand habe sich während der Therapie verschlechtert. Auch bringen Depressive sich häufiger um, je länger ihre psychiatrische Behandlung schon fortgeschritten ist. Psychiater sehen darin ein Zeichen der Wirksamkeit dieser Behandlungen: Die Betroffenen würden durch die Therapie wieder Energie bekommen – Energie, die sie nützten, um sich selber zu töten. «Manche Therapien enden mit Suiziden, zerbrochenen Partnerschaften, Abhängigkeit vom Therapeuten», gab Tom Bschor zu, Chefarzt einer psychiatrischen Klinik in Berlin.

Wenn Psychiater und Psychotherapeuten seelische Nöte nicht lindern können oder gar verschlimmern, haben sie dafür meist eine Begründung. Sie reden dann etwa von einer «vorübergehenden Verschlechterung» als normalem Effekt ihrer Behandlung. Erweist sich eine Therapiemethode per se als wirkungslos, sehen die psychiatrischen Fachschaften die Ursache in Fehlern der Therapeuten. In diesem Sinn zu verstehen ist wohl auch die Forderung des deutschen Psychologen-Präsidenten Jürgen Margraf nach einem «Meldesystem» für Nebenwirkungen von Psychotherapien – so als ob man die Psyche eines Menschen mittels einiger Stellschrauben justieren könnte.

Psychiater seien selber psychisch gestört, spottet der Volksmund. Vielleicht leiden viele von ihnen an «Scientific Delusion Disorder», an Wissenschaftswahn. Diese Störung ist zwar noch in keinem Psychiatrieverzeichnis aufgeführt. Aber sie scheint da und dort krankhafte Masse anzunehmen.

\* Namen der Redaktion bekannt

**Michael Mary:** Ab auf die Couch – Wie Psychotherapeuten immer neue Krankheiten erfinden und immer weniger Hilfe leisten. Blessing, 269 S., Fr. 29.90





Essay

## Von «Dutti» lernen

**Weltwoche-Kolumnist Silvio Borner prangert regelmässig die Anstrengungen der Migros im Bereich Nachhaltigkeit an. Doch nur wer freiwillig die Anliegen der Kunden ernst nimmt, kann staatlichen Zwang abwenden. Von Martin Schläpfer**

Der legendäre Migros-Gründer Gottlieb «Dutti» Duttweiler wollte bereits in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Label für Waren aus umweltfreundlicher und sozial verträglicher Produktion einführen. Der Plan wurde zwar nicht umgesetzt, doch «Dutti» spürte die Brisanz eines Themas, das derzeit die Konsumentinnen und Konsumenten besonders bewegt.

«Freiwilligkeit ist der Preis der Freiheit» war sein Wahlspruch; er ist heute aktueller denn je. Der Konsum ist zur Projektionsfläche für mannigfaltige gesellschaftliche Forderungen geworden. Jeder ist Konsument, jeder hat spezifische Bedürfnisse – sei es nach tiefen Preisen, nach einer breiten Auswahl, nach Qualität, Frische, Regionalität oder nach fairen Produktionsbedingungen. Gleichzeitig versucht die Politik, den Detailhandel zu instrumentalisieren, um unliebsamen Nebenwirkungen der Konsumgesellschaft Herr zu werden. Die Branche soll Abfälle einsammeln, die Ökobilanzen ihrer Produkte verbessern, Energie sparen, die Bauern zu nachhaltiger Produktion bewegen, ihnen hohe Preise zahlen oder Produkte, die einzelnen Anspruchsgruppen nicht gefallen, aus dem Sortiment entfernen. Die Wunschliste ist schier endlos.

Hin und wieder kritisiert die *Weltwoche*, dass die Migros den vorhandenen Bedürfnissen nach nachhaltigen Produkten entgegenkommt. Dabei schafft der Grossverteiler Wahlfreiheit für die Konsumenten und trägt dazu bei, unsinnige staatliche Regulierung zu verhindern.

An solchen Vorlagen herrscht kein Mangel. Seit die Energiewende eingeleitet worden ist, versuchen grüne Parteien vermehrt, sich mit Konsumthemen zu profilieren, wobei über die konkrete Umsetzung kaum nachgedacht wird. Das aktuellste Beispiel ist die geplante Volksinitiative der Grünen, mit der sie importierte Lebens- und Futtermittel auf Schweizer Qualitäts-, Umwelt- und Tierschutzstandards bringen wollen. Doch auch sonst ist die Liste der politischen Vorstösse umfangreich.

Nationalrat Bastien Girod (Grüne) möchte, dass der Bund auf Äpfeln aus Neuseeland eine Steuer erhebt. Dabei zeigen mehrere Studien, dass die Ökobilanz von «Kiw»-Äpfeln nicht per se schlechter ist als die von Schweizer Äpfeln, die während Monaten im Kühlhaus

gelagert werden müssen. Weiter soll ausgerechnet Bern gegen sogenannte Einweggrills ins Feld ziehen – die Migros nimmt sie nächstes Jahr freiwillig aus dem Regal. Und selbst die sich gerne föderalistisch gebende SVP will den Bund beim Littering noch stärker in die Pflicht nehmen, obwohl es sich eindeutig um eine kommunale Aufgabe handelt. Sie hat im Nationalrat eine Motion für eine Task-Force gegen Littering durchgebracht, als gäbe es diesbezüglich einen Notstand.

Brisant ist die Volksinitiative «Grüne Wirt-



**Brisant:** Migros-Gründer Duttweiler, 1950.

schaft». Damit wollen die Grünen einen sparsameren Umgang mit Ressourcen erreichen. Ihre Absicht: den «ökologischen Fussabdruck» der Schweiz bis 2050 so zu reduzieren, dass er, auf die Weltbevölkerung hochgerechnet, eine Erde nicht überschreitet. Es droht eine Regulierungsflut, etwa in Form einer zentralen Ressourcenplanung.

Der Bundesrat versucht, der Initiative mit seinem «Aktionsplan Grüne Wirtschaft» den Wind aus den Segeln zu nehmen. Doch auch die damit verbundene Revision des Umweltschutzgesetzes ist einschneidend. Die Forderung nach ökologischen Sortimenten trifft die

Migros keineswegs unvorbereitet. Mit ihrem bewährten Gegenkonzept, dem der Freiwilligkeit, konnte sie in den letzten Jahren ansehnliche Erfolge erzielen. Mit Umweltorganisationen oder innerhalb der Branche ging sie ehrgeizige Zielvereinbarungen ein, etwa im Rahmen der WWF Climate Group und der Round Tables zu nachhaltigem Palmöl und Soja. In der Schweiz setzen die Migros und ihre Eigenindustrie möglichst auf Schweizer Fleisch. Bis 2020 will die Migros die hohen Schweizer Standards in der Tierhaltung auch bei ihren ausländischen Fleischlieferanten durchsetzen. Nicht nur beim Fleisch, auch in anderen Sortimenten geht die Migros mit ihren Anforderungen weit über das gesetzliche Mindestmass hinaus. Mittlerweile erzielt sie fast zwanzig Prozent ihres Umsatzes im genossenschaftlichen Detailhandel mit Labelprodukten.

### Preisgekrönte «Generation M»

Der Vorschlag des Bundesrats, auf Produkten notfalls zwingend Öko-Informationen anzubringen, geht entschieden zu weit. Sie beeinflussen Kaufentscheide kaum, da zusätzliche erläuternde Angaben aus Platzgründen auf der Verpackung fehlen. Aussagen zu den ökologischen Auswirkungen einzelner Produkte sind schwer zu erheben, ändern sich oft und sind kaum überprüfbar.

Die Migros will ihren bewährten Weg weitergehen. Im Rahmen ihres themenübergreifenden Nachhaltigkeitsprojekts «Generation M» gibt sie konkrete Versprechen an Kinder ab. Dafür erhielt sie soeben den World Retail Award für die weltweit beste Nachhaltigkeitsinitiative.

Fazit: Mittlerweile hat sich in breiten Kreisen der Wirtschaft die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich «Duttis» Devise, freiwillig zu handeln, langfristig lohnt – auch 125 Jahre nach Gottlieb Duttweilers Geburt. Wo Unternehmen legitime gesellschaftliche Anliegen ignorieren, riskieren sie, dass sie hierzulande an der Urne die Quittung erhalten. Mit schwer umsetzbaren Volksinitiativen hat die Schweiz neuerdings so ihre Erfahrungen gesammelt. Mit der «Grünen Wirtschaft» sollten wir uns nicht noch ein blaues Auge einhandeln.

**Martin Schläpfer** leitet die Direktion Wirtschaftspolitik des Migros-Genossenschafts-Bundes.

# Göttlicher Erfolg

Der Westen feiert den Atomdeal von Genf als Durchbruch. Dabei ist er eine Kapitulation vor den iranischen Nuklearambitionen. Der Iran ist auf dem Weg zur Atommacht. *Von Pierre Heumann*



*Legitimer Verhandlungspartner des Westens:* iranischer Aussenminister Sarif am Montag in Genf.

Wie ein Held wurde der iranische Aussenminister Mohammed Dschawad Sarif bei seiner Rückkehr aus Genf empfangen. Zu Hunderten jubelten ihm die Menschen zu, streckten ihm Blumen entgegen und schwenkten Nationalflaggen, priesen ihn als «Botschafter des Friedens». Denn Sarif hatte erreicht, was vor ihm keinem Iraner geglückt war: eine Lockerung der Sanktionen auszuhandeln, ohne dafür wesentliche Abstriche am Nuklearziel des Landes machen zu müssen.

Dass er seinen starken Rückenschmerzen getrotzt hatte, um den Verhandlungsmarathon zugunsten seines Landes abschliessen zu können, zahlte sich aus. Ali Chamenei, der oberste Rechtsgelehrte, lobte das Ergebnis, und Präsi-

dent Hassan Rohani sprach von einem «göttlichen Erfolg». Der Deal ist auf ein halbes Jahr befristet. Ein endgültiges Abkommen soll in den nächsten Monaten ausgehandelt werden.

## Der «tollwütige Hund der Region»

Sarif hat allen Grund zur Zuversicht. Mit Genugtuung hat er festgestellt, dass der Westen so erpicht auf ein Abkommen ist, dass er selbst übelste Beschimpfungen aus Teheran kaum zur Kenntnis nimmt. Washington blieb zum Beispiel stumm, als die Rückkehr des iranischen Aussenministers aus Genf von Slogans wie «Down with America» begleitet wurde – und das am staatlichen iranischen Fernsehen. Kaum Reaktionen gab es auch, als Chamenei

neulich Israel «als tollwütigen Hund der Region» beschimpfte.

Auch wenn US-Präsident Barack Obama behauptet, dass das Abkommen die Fortschritte im iranischen Nuklearprogramm stoppen werde: Sarif weiss, dass der Deal für sein Land ein grosser Schritt in Richtung Atommacht ist. Sarifs westliche Amtskollegen haben die alte Forderung des Uno-Sicherheitsrates fallengelassen, wonach der Iran auf die Uran-Anreicherung zu verzichten habe, bevor die Sanktionen gelockert würden.

US-Aussenminister John Kerry hatte zwar an einer Pressekonferenz am Sonntagmorgen betont, dass das Abkommen dem Iran kein Recht auf Anreicherung einräume. Doch Sarif widersprach dem wenige Minuten später: Der Iran werde auf sein Anreicherungsprogramm nicht verzichten. Im Genfer Abkommen wurden «einige unserer Nuklearrechte, einschliesslich demjenigen auf Uran-Anreicherung und der Uran-Reservehaltung im Land, etabliert», sagte er, ohne dass jemand gegen diese Aussage protestierte.

## Kompromiss ohne Bedeutung

ugeständnisse musste Sarif zwar bei der Uran-Anreicherung machen. So verpflichtete er sich, das bisher schon auf zwanzig Prozent angereicherte Uran stärker zu verdünnen oder umzuwandeln. Sarif weiss, dass die Verdünnung schnell rückgängig gemacht werden kann. Zudem darf der Iran auf fünf Prozent angereichertes Uran behalten. Das bedeutet, dass das Land noch mehr Material anreichern darf, das waffenfähiges Potenzial hat. Damit liessen sich in nützlicher Frist vier bis fünf Bomben in der Grössenordnung von Hiroshima herstellen. Der Schritt wäre bloss eine Frage von Monaten. Oder anders ausgedrückt: Wer über fünfprozentig angereichertes Uran verfügt, hat bereits siebzig Prozent auf dem Weg zum waffenfähigen Uran hinter sich gebracht.

Die zugestandenen Kompromisse sind auch aus einem anderen Grund bedeutungslos: Der Iran verfügt bereits über 18 000 Zentrifugen zur Uran-Anreicherung. Diese darf er behalten. Sarif hat sich lediglich verpflichtet, den Bestand nicht auszubauen. Es müssen also keine AnreicherungsKapazitäten abgebaut werden. Der Experte David Albright vom Think-Tank ISIS hat ausgerechnet, was das bedeutet. Die Zeit für den Bau der Bombe betrage nun 1,9 bis 2,2 Monate statt 1 bis 1,6 Monate. Mit dieser Verzögerung, muss sich Sarif gesagt haben, könne er sehr gut leben.



Erfolgreich konnte Sarif auch die Arbeiten am Reaktor in Arak verteidigen, wo in zwei bis drei Jahren waffenfähiges Plutonium hergestellt werden soll. Der Iran darf dort zwar keine Anlagen installieren. Aber die Bauarbeiten am Reaktor müssen nicht eingestellt werden. Die Installation der Anlagen in einem fertiggebauten Reaktor dauert rund sechs Monate. Mit anderen Worten: Das Abkommen von Genf verzögert die Plutoniumherstellung um ein halbes Jahr. Sobald der Reaktor in Betrieb gehen kann, wird er nach rund einem Jahr hochwaffenfähiges Plutonium produzieren, das zum Bau von ein bis zwei Atombomben ausreichen würde.

Sarif hat den Weltmächten zu Arak ein weiteres entscheidendes Zugeständnis abgerungen. Die Uno-Inspektoren, die täglich Zugang zu den Atomanlagen haben sollen, bleiben vom Plutoniumreaktor ausgeschlossen. Der Westen wird also nicht über unabhängige Informationen aus Arak verfügen. Er wird den Berichten der Iraner schlicht glauben müssen.

#### Vorbild Nordkorea

Dass der Westen die Sanktionen lockern will, ohne von Teheran konkrete Angaben über die Rüstungsvorhaben zu verlangen, muss Sarif eigentlich gewundert haben. Wo im Iran die Nuklearsprengköpfe und Trägersysteme hergestellt werden, wo an den Mittel- und Lang-

streckenraketen gebastelt wird: Das wollten die westlichen Aussenminister von ihm nicht wissen. Er musste sich lediglich vage verpflichten, innerhalb der nächsten sechs Monate entsprechende Fragen der Internationalen Atomenergieagentur (IAEA) zu beantworten. Damit kann er sich gute Chancen ausrechnen, dem Vorbild Nordkoreas nachzueifern, das vor sieben Jahren erstmals einen Atomwaffentest durchgeführt hat und sich vor einem Jahr als Atommacht bezeichnete.

Das Schönste für Sarif ist aber, dass er in Genf auch mit jenen auf Augenhöhe verhandeln konnte, die den Iran bis vor kurzem als Paria betrachtet hatten. Trotz des Vorwurfs, den Terror der Hamas, des Islamischen Dschihad und der Hisbollah weltweit zu finanzieren, das mörderische Regime von Baschar al-Assad in Syrien mit Geld, Waffen und Truppen zu unterstützen sowie die Menschenrechte zu missachten, sieht sich der Iran als legitimer Verhandlungspartner des Westens respektiert.

Dass in den nächsten Monaten über das iranische Atomprogramm mit seinem Waffenpotenzial weiter verhandelt wird, ist ebenfalls ein Erfolg für den Iran. Denn eigentlich würde sich das erübrigen. Syrien, Verbündeter des Iran, hat das kürzlich bewiesen. Von einem Tag auf den anderen beschloss Baschar al-Assad, sein Arsenal an chemischen Waffen vernichten zu lassen und der Organisation für das

Verbot chemischer Waffen (OPCW) beizutreten, weil der syrische Machthaber damit einen Angriff der USA verhindern wollte.

Sarif, der in den USA eine Dissertation zum Thema «Sanktionen im internationalen Recht» geschrieben hat, wird in den nächsten Verhandlungsrunden wohl verlangen, dass die Sanktionen gegen sein Land weiter aufgeweicht werden. An Argumenten dürfte es ihm nicht fehlen. Das sei innenpolitisch notwendig, um ihn zu stärken, könnte er sagen, oder er könnte die Goodwill-Gesten als Voraussetzung für Atomkonzessionen darstellen. Sarif weiss: Sobald Sanktionen gelockert werden, verliert der Westen einen wichtigen Hebel, um den Iran zum Einlenken in der Atomfrage zu bewegen.

In den kommenden Wochen wird Sarif mit Diskussionen über den Inhalt des Genfer Abkommens versuchen, Zeit für den Ausbau der Nukleartechnologie zu gewinnen. Präsident Rohani hat es ihm im letzten Jahrzehnt vorge-macht. Als Chefunterhändler für Atomfragen hat Rohani in den Jahren 2003 bis 2005 seine europäischen Partner ausgetrickst. Statt die Anreicherung wie vereinbart einzufrieren, baute er damals das Nuklearprogramm zielstrebig aus. Später rühmte er seine Schlaumei-erei. Er habe zwar dem Stopp an der einen Bau-stelle zugestimmt, gleichzeitig aber umso intensiver an einer anderen gearbeitet. ○



FM 93.6  
**RADIO1** DIE WELTWOCHEN

# ROGER GEGEN ROGER



**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM MASCOTTE, THEATERSTRASSE 10 IN ZÜRICH

2. DEZEMBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**mascotte**  
ZÜRICH

# «Es juckt mich in den Fingern»

Er hat Polen zur Demokratie geführt und Europas Landkarte für immer verändert. Auch mit siebzig Jahren bleibt Lech Walesa tatendurstig. Man müsste ihm einen Lehrstuhl für Revolutionäre einrichten. Audienz beim Schiffsmechaniker, der die Sowjets in die Knie zwang. Von Urs Gehriger

Walesa gähnt. Die Aussicht auf einen Morgen, den er mit der Presse eines wohlstandswattierten Landes verbringen soll, weckt im alten Revolutionär die Sehnsucht nach einem Bett. Lieber würde er jetzt liegend ein Kreuzworträtsel lösen. *Faute de mieux* tut er, was er selbst im Schlaf am besten kann. Er redet. Von Autobahnen, Hochstrassen, Fabriken, unfähigen Politikern. Ehe man die erste Frage vollständig ausgesprochen hat, hebt er zu nebulösen Visionen an über Europas «Politik der gemeinsamen Werte» und das angeblich bevorstehende «Zeitalter des Wissens und des Intellekts».

«Herr Walesa?»

«Bitte!»

«Meine Frage lautete: «Wann war der Knackpunkt in Ihrer Revolution?»»

Lech Walesa, auf Einladung der polnischen Botschaft zu einem Referat in Bern, schaut etwas irritiert. Doch was gibt es mit einem Revolutionär Interessanteres zu bereden als die Revolution? Schliesslich erleben wir derzeit eine Renaissance der eruptiven Umbrüche: Jasmin-Revolution (Tunesien), Lotus-Revolution (Ägypten), Gezi-Park-Revolution (Türkei). Warum sind sie alle entgleist, wie auch jene in Syrien, die nicht einmal einen eigenen Namen hat? Irgendetwas läuft heute schief, was Walesa richtig gemacht hat. Schliesslich hat er nicht nur sein Polen zur Demokratie geführt, sondern das Ende des Kommunismus in ganz Europa eingeläutet.

«Herr Walesa, gab es einen Moment in Ihrer Revolution, der alles entscheidend war?»

«Nein, es war eine Kette von Ereignissen.»

Er nennt die Stafette an der Sowjetspitze: Breschnjew, Tschernenko, Andropow und Gorbatschow. «Jeder von ihnen hat ein bisschen das System destabilisiert. Jeder hat sich gesagt: «Vielleicht bin ich schon bald der Nächste, der in die Erde geht.» Dann kamen der Reagan, der Mitterrand, Kanzler Kohl, der Heilige Vater und der Walesa. Wir haben alle gleich gedacht, wir haben uns ohne Worte verstanden.»

Walesa ist schon immer ein eigenwilliger Geist gewesen. Aber die Revolution – *seine* Revolution – als amorphe Masse zu beschreiben, die wie breiige Lava intuitiv den Hügel der Geschichte hinunterwaberte, kommt einem doch etwas esoterisch vor.

Es muss in Polen diesen entscheidenden Moment gegeben haben. Jenen Kippunkt, den Walesas Landsmann, der polnische Journalist Ryszard Kapuscinski, anhand der iranischen Revolution 1979 beschrieben hat: «Der Demonstrant hat plötzlich keine Angst mehr vor der Polizei – genau hier beginnt die Revolution.»

War es der 14. August 1980? An jenem Morgen klettert der 37-jährige Schiffselektriker Lech Walesa trotz Arbeitsverbot über den Zaun der Lenin-Werft. Ein Streik ist im Gang. Walesa spürt, es liegt etwas Grosses in der Luft. Und er fürchtet, dass die Arbeiter sich durch mickrige Zugeständnisse einlullen lassen. Plötzlich steht er vor ihnen, springt auf einen Bagger. «Hier spricht Lech Walesa. Hört ihr mich?»

Zwei Wochen zuvor hatte ihn die Geheimpolizei zum wiederholten Mal zu Hause abgeholt. Kaum war er abgeführt worden, gebar seine Frau ihr sechstes Kind. «Es war ein einschneidendes Erlebnis», sagte Walesa später. «Ich schwor mir, dass ich mich fortan durch nichts mehr einschüchtern lassen werde.»

«War dieses Gelübde der Wendepunkt?»

«Es war Zufall», sagt Walesa. «Eigentlich habe ich durch Zufall diese Karriere gemacht.»

Sauberes Hemd, Krawatte, Kittel, sitzt er da, der ehemalige Werftarbeiter, der die Kommunisten in die Knie zwang, etwas aufgedunsen, sein legendärer Schnauz schmal frisiert. Seine Erscheinung ist respektheischend, die Stimme donnernd, seine Worte jedoch tönen etwas erratisch. Wie ein sturer Büffel geriert er sich, dessen nächste Regung man nicht deuten kann.

Er sei als Antikommunist geboren, in Popowo, einem kleinen Dorf mitten in Polen, prinzipienstreng und bibelfest habe man ihn erzogen. Draussen in der Welt, als Arbeiter auf der Danziger Lenin-Werft, habe er dann die Ungerechtigkeit des Regimes am eigenen Leib erfahren. Das eine habe zum anderen geführt: Streikaktivist, Rädelsführer der Freiheitsbewegung Solidarnosc, politischer Häftling, Nobelpreisträger, Strippenzieher am runden Tisch 1989, schliesslich erster Präsident des demokratischen Polen. Er sei wohl einfach der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen.

In seiner Heimat ist seine Zeit längst abgelaufen. Als er 2000 zum letzten Mal als Präsident kandidierte, erhielt er noch knapp ein

Stimmenprozent. Wenn er heute noch Schlagzeilen generiert, dann mit einer Provokation. So forderte der Erzkatholik Walesa zum Beispiel, im Parlament sollten schwule Abgeordnete «in der letzten Reihe sitzen, am besten abgetrennt durch eine Mauer». Vor zwei Jahren hat sogar seine Frau Danuta mit ihm abgerechnet, öffentlich. Lech sei «egozentrisch und eifersüchtig», schrieb sie in ihrer Autobiografie «*Marzenia i tajemnice*» (Träume und Geheimnisse). Mit ihm sei es gewesen «wie mit einem Seefahrer, der immer wieder für ein halbes Jahr davongesegelt».

Heute erinnert Walesa an einen rostigen Kahn auf dem Trockendock. Sein siebzigster Geburtstag im September und ein neuer Porträtfilm («*Walesa. Czlowiek z nadziei*» – Walesa. Mann der Hoffnung), der demnächst in die Kinos kommt, haben ihn wieder ins Gespräch gebracht. Polens Starregisseur Andrzej Wajda hat das Leben des notorischen Krawallmachers nachgezeichnet. Eindrücklich zeigt er, woran es den heutigen Revolutionen schmerzhaft fehlt: an einer charismatischen Führungsfigur.

Mit seiner Rede auf dem Bagger ergriff Walesa die Herzen und Hirne der Menschen in ganz Polen und rund um die Welt. «Lech konnte ausdrücken, was jeder von uns tief drinnen fühlte», erinnert sich sein Freund und Streikpartner Mieczyslaw Wachowski. «Wenn er sprach, war es, als ob er auf einer Welle ritt, die ihm aus dem Publikum entgegenschlug und ihn in die Höhe hob.»

«Blödsinn», sagt Walesa, der jetzt langsam erwacht. «Nein, der Streik ist kein harmonisches Ereignis, da gibt es Zeiten heller Aufregung, Zeiten des kühlen Taktierens, Zeiten der Angst.»

**Die Werkzeuge des Revolutionärs**

«Auch ich hatte kein Drehbuch, aber ich hatte ein Gespür für die Masse.» Und Walesa besass, was er die Werkzeuge des Revolutionärs nennt: «Erstens muss man sich voll und ganz der Sache widmen. Zweitens: Man darf keine Angst haben. Drittens muss der Computer im Kopf gut funktionieren. Nur wenn das alles zusammenstimmt, funktioniert es.»

Walesa war nicht nur der Mann für die Massen, nicht nur Lokomotive des Kampfes, er war ihr Gehirn und ihr Gewissen. Bisweilen sprach Walesa zum Volk wie ein Vater. So bläute er den Streikenden auf der Werft ein, den Bus der Regierungsdelegation nicht mit Fäusten zu trak-





«Unsere Mädchen werden euch zu Tode küssen»: Gewerkschafter Walesa, 1980.

tieren. «Wisst ihr, Kinder, es liegt mir wirklich sehr daran, dass alles höflich, ruhig und ernsthaft abläuft. Ich möchte mich schliesslich nicht schämen müssen. Wir sollten uns immer daran erinnern, dass wir hier für unsere gemeinsame polnische Sache stehen.»

Er redete sehr viel, in der Regel sehr allgemein und oft vieldeutig, manövrierte, versuchte seine Gesprächspartner zu überlisten, aber immer auf der Hut, den ganz grossen Krach zu verhindern. Es galt, «die Speise der Freiheit nach so viel Hunger vorsichtig zu verabreichen, sonst würden die Leute die Strassen mit Blut überschwemmen».

Hatte er nie Angst, dass die Sowjets eingreifen könnten, wie sie es in Ungarn und der Tschechoslowakei getan hatten? «Das war gar nicht nötig, sie waren ja schon da!» 20 000 Sowjets waren damals in Polen stationiert und eine Million an den Grenzen. «Unsere Haltung war: «Kommt nur, unsere Mädchen werden euch küssen – zu Tode küssen. Aber kämpfen werden wir nicht mit euch.»»

Trotz Gewalt seitens des Regimes, dem Kriegszustand, den General Jaruzelski 1981 ausrief, bestand Walesa mit eherner Disziplin darauf, dass der Widerstand gewaltlos bleiben würde. Zehn Jahre dauerte es vom Streiksommer 1980 bis zum Fall des Regimes 1989.

Schliesslich haben Walesa und seine Streikgenossen die Wende herbeigeredet, in endlosem Taktieren am runden Tisch.

War das überhaupt eine echte Revolution, nicht vielmehr eine *Rede*-revolution? Walesa sträubt sich physisch. «Es war eine riesige Revolution!» Danach habe es schliesslich keine Sowjetunion und keinen Kommunismus in Europa mehr gegeben. «Zeigen Sie mir eine grössere Revolution als unsere!»

#### «Der Heilige Vater war mit uns»

Walesa pendelt zwischen Grössenwahn und Selbstironie. Jüngst sagte er in einem Interview, Mandelas Widerstand gegen das Apartheidregime sei ein Spaziergang gewesen im Vergleich zu seinem Kampf in Polen. Jetzt, im Berner «Bellevue», übt er sich in Bescheidenheit. «Der Heilige Vater war im Herzen mit uns», sagt er. «Ohne Papst Wojtyla, die Hilfe aus dem Ausland und ohne Friedensnobelpreis 1983 hätten es die Polen nie geschafft.» Ihnen verdanke Polen die Freiheit. Und er seinen Ruhm. «Es gibt ja viele Elektriker, auch viele Gewerkschafter, aber ein Gewerkschafter, ein Elektriker und ein Nobelpreisträger, das ist schon etwas mehr.» Was nach der Wende gefolgt sei, habe sich wie von selbst ergeben.

Dann kippt er gänzlich in Selbstironie. «In einer Demokratie kann sogar jemand wie ich Präsident werden», sagt er. «Im Grunde mag ich Politik nicht und erst recht keine Politiker. Das sind alles Langweiler, mit einer Sprache, die keiner versteht.» Nicht länger als eine halbe Stunde könne er die Reden im Parlament aushalten. «Ich brauche meine Kreuzworträtsel, ich brauche meinen Computer.»

Würde er heute wieder auf die Barrikaden steigen? «Heute sollte man über keine Zäune mehr springen», sagt er, «man könnte sich das Bein brechen.» Doch in den Augen des Sowjetdrachentöters brennt noch ein Feuer. «Mir gefiel dieses Gefühl, gegen etwas anzukämpfen», gesteht er. «Wenn manchmal meine Popularität in Polen sinkt und ich wieder angegriffen werde, juckt es mich schon in den Fingern, wieder was anzuzetteln.»

Jetzt ist Walesa richtig in Fahrt gekommen. Die Wangen sind rot, die Backen aufgeblasen. Seit der Veröffentlichung seiner Autobiografie ist ein Vierteljahrhundert verstrichen. Man sollte ihn in Danzig besuchen, ehe man eine neue Revolution anzettelt. Mit ihm in seinem geistigen Geschichtsarchiv stöbern, bei einer Pfeife und einem kräftigen Schluck Zubrowka, solange vor dem Fenster die Werftkrane sich noch drehen. ○



# Ein Gedicht für jeden Tag

Der Tages-Anzeiger publiziert auf den Seiten «Kultur & Gesellschaft» jeden Tag ein Gedicht. Es sind alte dabei und ganz moderne, bekannte und unbekannte, schlichte und schwierige, lange und kurze.

Gross ist die Zahl der Menschen, denen Gedichte seit je etwas bedeuten: weil sie sie in ihrer Jugend lernen mussten. Weil ihnen eines in einer schlimmen Zeit geholfen hat. Weil sie sich immer wieder an der einzigartigen Fusion von Klang und Bedeutung erfreuen. In Gedichten zählt jedes Wort, hier wird Sprache so verdichtet, dass sie über die blossen Aussage hinweg leuchtet und strahlt. Gedichte sind der Schatz jeder Literatur, jeder Sprache.

Jeden Tag ein Gedicht.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger



# Geld, Geist und Schienen

Alfred Escher gründete zwischen 1850 und 1860 der Reihe nach eine Eisenbahngesellschaft, die ETH und die Schweizerische Kreditanstalt. Ein neues Buch mit Eschers Briefwechsel dokumentiert, wie sich das unternehmerische Zürich gegen das staatsgläubige Bern durchsetzte. *Von Peter Keller*

**D**iese Energie. In Alfred Escher (1819–1882) verdichtet sich die Gründerzeit der Schweiz, jene Beschleunigungsphase in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in die fast alle wichtigen Wirtschaftsgründungen fallen, die das Land heute noch prägen. Er selber wirkt als zentraler Katalysator: Escher treibt den Bau der Eisenbahn voran, gründet mit der Kreditanstalt die erste Schweizer Grossbank, stellt die politischen Weichen für das Polytechnikum (heutige ETH Zürich) und hilft mit, das moderne Versicherungsgeschäft aufzubauen (heutige Swiss Life und Swiss Re).

So fulminant Alfred Escher die verschlafene Schweiz umpflügt, am Ende wird er zur tragischen Figur: Er beisst sich am Gotthard die Zähne aus. Der Eisenbahntunnel durch das mächtige Granitmassiv sollte sein grösster Triumph werden. Doch die Kosten laufen aus dem Ruder, am Ende muss der Staat einspringen – die ultimative Demütigung für den wirtschaftsliberalen Pionier aus Zürich.

Um Alfred Escher ist auch die vierteilige Serie «Die Schweizer» nicht herumgekommen. Ihm wurde die letzte Folge gewidmet. Für die wissenschaftliche Aufarbeitung war die Alfred-Escher-Stiftung besorgt. Unter der Herausgeberschaft von Professor Joseph Jung ist soeben Band 5 seiner Briefwechsel erschienen. Die Sammlung umfasst die Jahre 1852 bis 1866. Vierzehn Jahre Volldampf im wahrsten Sinne des Wortes: In diese Zeit fällt Eschers Kampf für die privaten Eisenbahngesellschaften. Die Dampflokomotive steht für den Fortschritt schlechthin, «ohne Eisenbahnen gibt es im 19. Jahrhundert keinen modernen Staat» (Joseph Jung).

Im benachbarten Ausland werden bereits Tausende Kilometer Schienen verlegt. Die Schweiz droht den Anschluss zu verlieren – und mit ihr die vergleichsweise gutentwickelte Industrie. Namentlich den Baumwollspinnereien in Zürich und St. Gallen oder den grossen Handelsunternehmen droht das wirtschaftliche Abseits. Escher sieht den Handlungsbedarf und nutzt die Gunst der Stunde: Der junge, noch elastische Bundesstaat von 1848 bietet Leuten wie ihm ein einmaliges wirtschaftsliberales Zeitfenster.

Bei seinen Unternehmungen geht Escher mit einer gewissen Folgerichtigkeit vor. Um die zweite Industrialisierungsphase der Schweiz voranzubringen, sorgt er für die nötigen Schmiermittel: Geld, Geist und Schienen. Geld, damit die Unternehmen sich finanzieren können. Dafür gründet er die Schweizerische Kreditanstalt. Geist, damit die Lokomotiven, Brücken und

Tunnels gebaut werden können. Um den Bedarf an Ingenieuren abzudecken, gehört Escher zu den Mitinitiatoren der heutigen Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH). Mit den Schienen soll schliesslich schnell und preiswert ins Ausland gebracht werden, was die Exportnation Schweiz produziert oder zu produzieren beginnt: Textilien, Maschinen, Chemikalien.

## Scharfe Angriffe aus Bern

Eschers erster Streich ist der Eisenbahnbau. An eine eidgenössische, an eine «Staatseisenbahn» glaubt der Zürcher Nationalrat nicht, dafür ist ihm der Berner Betrieb viel zu schwerfällig. Er kann sich durchsetzen: Das vom Nationalrat 1852 mit 68 gegen 22 und vom Ständerat mit 19 gegen 9 Stimmen angenommene Eisenbahngesetz schliesst die Gründung einer Staatsbahn aus. Die bereits bestehenden Privatbahngesellschaften können ihren Betrieb aufnehmen.

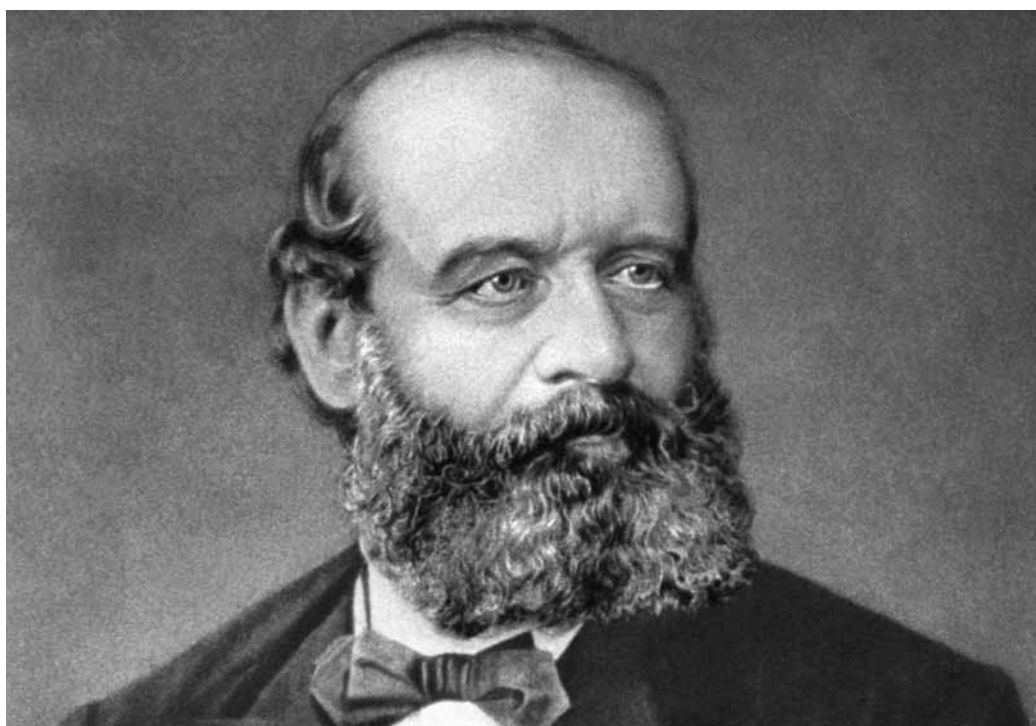
Am 28. Februar 1853 gründet Alfred Escher die Schweizerische Nordostbahn. Über den Thurgau will er möglichst bald eine Eisenbahnlinie an den Bodensee realisieren. Seinem engen politischen Weggefährten Arnold Otto Aepli umriss er in einem Brief (20. November 1852) die Vorzüge der Linienführung: «Die Verbindung Zürichs mit Deutschland ist bei der Thurgauerlinie kürzer als bei der St. Galler. Daraus ergibt sich für den Transport jeder Person

& jedes Centners Waare, die den Weg von Zürich nach Deutschland oder umgekehrt macht eine erhebliche Ersparniss an Zeit & Kosten.»

Eschers Umtriebigkeit ruft Kritiker auf den Plan. Namentlich der Berner Bundesrat Jakob Stämpfli richtet scharfe Angriffe gegen seinen politischen Widersacher, gegen den er 1852 im Parlament unterlegen war. Stämpfli setzte sich damals für die Staatseisenbahn ein. Er geisselt 1858 den Interessenkonflikt Eschers, ohne ihn direkt beim Namen zu nennen: «Doppelt gefährlich ist dieses Eisenbahnkönigtum, wenn die Träger desselben zugleich [...] Staatsbeamte oder gar Mitglieder gesetzgebender Räte sind.» Dass Bundesrat Stämpfli seine Tirade in der von ihm gegründeten *Berner Zeitung* veröffentlichte, dieser Interessenkonflikt schien ihn weniger zu stören.

Der Erfolg gab Escher, wenigstens vorerst, recht: Die föderalistischen Strukturen der Schweiz kamen dem unternehmerischen Geist Eschers und anderer entgegen. Einmal angestossen, entwickelte sich jene «positive Wechselwirkung zwischen Eisenbahn, Bank, Versicherung, Industrie, Handel, Ausbildung und Forschung» (Joseph Jung), die das Land bis heute zu den erfolgreichsten Wirtschaftsnationen der Welt macht.

**Joseph Jung:** Alfred Escher – Briefe 05. Alfred Eschers Briefwechsel 1852–1866. NZZ Libro. 441 S., Fr. 67.50



*Volldampf im wahrsten Sinne des Wortes:* der Zürcher Wirtschaftspionier Escher.

# Die Falle der Büroromanze

Das Gleichstellungsgesetz verbietet «jedes belästigende Verhalten sexueller Natur» am Arbeitsplatz. Kein Wunder, ist sexuelle Belästigung heute weit verbreitet – denn auch Blicke, Sprüche und Witze gelten als belästigendes Verhalten. Es profitieren Juristen und «Fachleute» aller Art. *Von Lucien Scherrer*

Gleichstellung der Geschlechter und Schutz vor sexuellen Übergriffen? Dagegen kann niemand ernsthaft etwas haben, und deshalb trat das eidgenössische Gleichstellungsgesetz 1996 ohne Referendum in Kraft. Welche Folgen das Gesetz hat, wird erst allmählich sichtbar. Gemäss Artikel 4 sind jegliche Diskriminierung und sexuelle Belästigung der Geschlechter am Arbeitsplatz verboten. Gemeint sei «jedes belästigende Verhalten sexueller Natur», «insbesondere Drohungen» oder das «Versprechen von Vorteilen zum Erlangen eines Entgegenkommens sexueller Art».

Das klingt auf den ersten Blick vernünftig – wäre da nicht die Formulierung «jedes belästigende Verhalten». Denn diese erlaubt es, aus jeder erdenklichen «Störung» einen juristischen Fall zu machen. Susy Stauber, Rechtsanwältin und Vorsitzende der «Zürcher Schlichtungsbehörde nach Gleichstellungsgesetz» – einer staatlichen Stelle, die zwischen Belästigungsopfern und Arbeitgebern schlichtet – hat kürzlich im *Tages-Anzeiger* erklärt, was heute am Arbeitsplatz noch alles erlaubt ist. Viel ist es nicht: Die Bemerkung «Wow, toll angezogen»? Erlaubt, aber nur wenn beide Personen keine «belastende Vorgeschichte» haben. Das Kompliment «Hallooo, du bist heute aber ein optisches Sicherheitsrisiko»? Eine nicht tolerierbare «Grenzüberschreitung». Eine Frau, die ihren Kollegen im Lift mit lüsternen Blicken taxiert? Eine «sexuelle Belästigung». Zwei Frauen, die vor einem Arbeitskollegen über den Sex-Appeal von Robbie Williams reden? Sollen ihre Unterhaltungen ausserhalb des Büros führen, falls sich der Mann «belästigt und beschämt» fühlt.

## «Diskriminierungsverbot» als Waffe

Staubers Aussagen haben in Leserbriefspalten und Internetforen für Entrüstung und Spott gesorgt, wobei selbst die strenge *Wochenzeitung* fand, dass die gute Frau übers Ziel hinausgeschossen habe. Die Kritik erstaunt, zumal die Juristin bloss wiedergegeben hat, was in der Rechtsprechung und von «Fachpersonen» schon lange unter sexueller Belästigung verstanden wird. «Ich habe diese Regeln nicht gemacht», sagt Stauber zur *Weltwoche*, «sie gehen alle aus dem Gleichstellungsgesetz und der Rechtsprechung hervor.»

Tatsächlich werden gemäss Gerichtsurteilen sowohl «Bemerkungen über körperliche Vorzüge oder Schwächen» als auch «sexistische Redensweisen oder Sprüche» als sexuelle Belästigung taxiert; selbst das «Mit-Blicken-



*Oft gibt es keine Zeugen.*

Ausziehen» gilt als Tatbestand, wenn auch als schwer beweisbarer. Dabei wird das «Empfinden» der «Betroffenen» stark gewichtet. «Das zentrale Kriterium ist, ob sich jemand durch einen Vorfall gestört oder belästigt fühlt», sagt Stauber. Sprich: Wenn sich jemand über Blondinenwitze nervt, hat der Arbeitgeber dafür zu sorgen, dass die «Belästigung» aus der Welt geschafft wird. Andernfalls kann das «Opfer» den Arbeitge-

ber verklagen und Schadenersatz fordern. Die Beweislast liegt dabei nur noch bedingt beim Kläger. Zwar müssen Belästigungen durch Dokumente oder mit Hilfe von Zeugenaussagen belegt werden. Doch es kann auch ausreichen, dass das Opfer die Vorfälle «glaubhaft darstellt», zumal es oft keine Zeugen gibt. «Letzten Endes muss das Gericht einfach überzeugt sein, dass tatsächlich eine Belästigung stattgefunden hat», sagt der Rechtsanwalt und Arbeitsrechtsexperte Roger Rudolph. Die



Rechtsprechung orientiere sich zwar an einem – schwer definierbaren – «Durchschnittsempfinden», tendenziell neige sie aber dazu, potenziell belästigendes Verhalten zu ahnden. Seit 1996 sind schweizweit 56 Unternehmen zu Entschädigungszahlungen verpflichtet worden, Tendenz steigend. Laut Rudolph gibt es im Arbeitsrecht keinen anderen Bereich, der derart stark wächst wie Konflikte um Mobbing und sexuelle Belästigung.

Die Deutschschweizer Gleichstellungsbüros haben auf ihrer Website 163 juristische Fälle von sexueller Belästigung dokumentiert. Eine Sichtung der Fälle zeigt, dass es längst nicht mehr nur darum geht, Serviceangestellte vor Chefs zu schützen, die Grapschen als Menschenrecht verstehen. Das «Diskriminierungsverbot» dient (vornehmlich weiblichen) Angestellten auch als Waffe, um sich gegen missliebige Personalentscheide zu wehren oder um Geld herauszuschlagen.

### Romands nehmen es gelassener

So klagte eine Gemeindeangestellte aus dem Kanton Zug, dass sie sexuell belästigt worden sei, nachdem sie bei einer Beförderung übergangen worden war. Die Gemeinde, die der Frau zuvor eine kostenlose Weiterbildung angeboten hatte, kündigte ihr darauf fristlos. Doch der Regierungsrat sah es als erwiesen an, dass die Frau «belästigt» und «diskriminiert» worden sei. Dies, weil ein Vorgesetzter an einem feuchtfrohen Anlass die Bemerkung hatte fallen lassen, dass die Frau eine «heissi Stute» sei – dies notabene, als die Klägerin gar nicht am Tisch sass. Die Gemeinde wurde dazu verknurr, der Entlassenen vier Monatslöhne sowie über 5000 Franken zu bezahlen, da sie keine «Massnahmen» gegen sexuelle Belästigung ergriffen hatte.

Eine Mitarbeiterin einer Genfer Uhrenmanufaktur erhielt 12 000 Franken, weil sie sich über Fotos von nackten Frauen auf Bildschirmen von Kollegen und «grobe Witze» enerviert hatte. Es wäre aber falsch, der Justiz eine pauschale Opferfreundlichkeit vorzuwerfen, denn es gibt auch Ausnahmen. So wurde ein Geschäftsführer 2000 vom Zürcher Obergericht freigesprochen, der eine Mitarbeiterin als «gut gewachsen» taxiert und ihr erklärt hatte, wie «Sex im Badezimmer» funktioniere.

Doch der Trend geht im Arbeitsleben klar in Richtung Verrechtlichung, zwecks Schutz von hochsensiblen Gemütern. «Das Gleichstellungsgesetz führt dazu, dass man aufpassen muss, was man sagt», sagt Susy Stauber, «sonst läuft man in den Hammer.» Es habe eben, meint sie, ein «Wertewandel» stattgefunden. Die Leute seien zunehmend sensibilisiert und hätten weniger Angst, ihr Recht einzufordern. Tatsächlich ist der «Wertewandel» von Juristen wie Stauber tatkräftig unterstützt worden, immer unter Berufung auf das «fortschrittliche» Gleichstellungsgesetz, das ihnen mehr Arbeit verschaffte. Stauber selbst konnte ihr

Arbeitspensum als oberste Schlichterin seit den neunziger Jahren mehr als verdoppeln (von 10 auf 25 Prozent). Nebenbei hat sich dank dem Gleichstellungsgesetz eine staatlich alimentierte Sensibilisierungsindustrie etabliert, an der sich «Fachleute» aller Art laben, die ständig auf der Suche nach neuen (Beratungs-)Opfern sind. So etwa das «Bildungsinstitut für Arbeitnehmende», das «Lernende» der Zürcher Stadtverwaltung darüber aufklären darf, warum Blondinenwitze gar nicht okay sind oder dass ältere Frauen, die sich «allzu gerne» von jungen Pflögern waschen lassen, ein gravierendes Problem darstellen.

An vorderster Front mischt auch der Schweizerische Nationalfonds mit, der das laufende Projekt «Gleichstellung der Geschlechter» mit acht Millionen Franken subventioniert, wobei es da nicht nur um Belästigung, sondern auch um Themen geht wie «Puppenstuben, Bauecken und Waldtage: Gender in Kinderkrippen». Das Teilprojekt «sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz» wird mit 300 000 Franken honoriert, wobei die Ergebnisse demnächst veröffentlicht werden sollen. Die Lage, so viel hat Studienleiterin Marianne Schär Moser der NZZ kürzlich verraten, ist ernst: Skandale wie beim Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) – dort musste kürzlich der Vizedirektor gehen, weil er sich über den Busen einer Mitarbeiterin geäussert hatte – seien nur die «Spitze des Eisbergs». Tatsächlich stellte die «Beraterin», die sich auf staatlich finanzierte Gender- und Diskriminierungsforschung spezialisiert hat, bereits 2008 in einer Studie fest, dass in der Deutschschweiz und der Romandie jede dritte Frau und jeder zehnte Mann am Arbeitsplatz sexuell belästigt werde. Der schauerliche Befund wurde in der Presse kaum hinterfragt, obwohl es dafür genügte, im Büro schon einmal abfällige Sprüche über Blondinen, Schwule oder Dicke gehört oder ein lästiges E-Mail bekommen zu haben, um als Opfer zu gelten.

Schär Mosers Haupteckentnis war jedoch die: Es braucht noch mehr Studien und Sensibilisierung. Denn selbst «arbeitnehmendennahe Organisationen» würden dem Thema zu wenig Beachtung schenken, ganz zu schweigen von den Männern (Stichwort Dunkelziffer!), deren Belästigungserlebnisse kaum untersucht seien. Auch die aktuelle Studie wird den parastaatlichen Beratern noch viel Beschäftigungsmöglichkeiten bieten: «Die Erkenntnisse aus dem Projekt», schreiben die Autorinnen, «bieten eine Grundlage, um Präventionsmassnahmen gegen sexuelle Belästigung zukünftig effizienter und umfassender zu gestalten.» Dabei wäre es vielleicht besser, wenn sich die Alarmisten ein Beispiel an den Romands nehmen würden: Diese begegneten nervigen Sprüchen und Witzen laut einer Schär-Moser-Studie mehrheitlich wie vernünftige Menschen – nämlich mit Schlagfertigkeit und Humor. ○

## Statistik

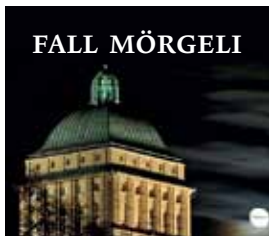
# Opferstatus für alle

## So einfach werden Kinder zu Opfern von sexuellem Missbrauch gemacht.

Sexueller Missbrauch sei «weit verbreitet», titelten kürzlich *Basler Zeitung*, *NZZ* online und *Südostschweiz*. Grund für die Schlagzeilen ist eine Studie des Instituts für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich, für die 6787 Jugendliche im Alter von 13 bis 20 Jahren befragt wurden. Die Zahlen sind auf den ersten Blick tatsächlich beunruhigend: Über 40 Prozent aller Mädchen und über 17 Prozent aller Jungen gaben an, mindestens einmal im Leben «sexuell missbraucht» worden zu sein. Wer nun denkt, dass fast jedes dritte Kind Opfer von Pädophilen wurde, liegt allerdings falsch.

Nur 2,5 Prozent der Mädchen und 0,6 der Jungen gaben an, jemals wider Willen penetriert worden zu sein, wobei von einer dramatischen Entwicklung keine Rede sein kann: Gestützt auf eine Studie aus den neunziger Jahren, halten die Autoren fest, dass die Zahl der «schweren Fälle» konstant geblieben sei. Die «alarmierenden» Ergebnisse sind massgeblich dem Umstand zu verdanken, dass die Autoren eine äusserst grosszügige Definition von sexuellem Missbrauch wählten. So reichte es für einen «Missbrauch», ungewollt geküsst oder berührt worden zu sein. Die grosse Mehrheit der Opfer war gar ohne Körperkontakt «missbraucht» worden (35,1 respektive 14,9 Prozent). Denn wer Fragen wie «Bist du jemals verbal, per E-Mail oder SMS belästigt worden?» oder «Musstest du jemals gegen deinen Willen Pornografie anschauen?» bejahte, erhielt den Stempel Missbrauchsoffer.

«Wir haben das Thema aus der Perspektive der Kinder betrachtet», sagt Studienleiterin Meichun Mohler-Kuo, «ausschlaggebend war für uns, ob sie etwas als belastend empfanden.» Das Problem dieser Perspektive ist, dass der Begriff «Missbrauch» bagatellisiert wird. Denn kann man ernsthaft von Missbrauch reden, wenn ein Kind von einem Spam-Mail verstört wird? Oder einem SMS von einem *Gspändli*? «Für Kinder kann das ein grosser Schock sein», sagt Mohler-Kuo, räumt aber ein, dass man über ihre Definition von Missbrauch «diskutieren kann». Sicher ist: Mohler-Kuo will das Thema «vertiefen», und die Präventivmediziner werden grossen Handlungsbedarf orten. (lsc)



# Die Fratze der Intoleranz

Christoph Mörgeli werde an der Uni Zürich «aus politischen Gründen» geschnitten, schreibt Institutsdirektor Flurin Condrau. Die grösste Hochschule des Landes offenbart seldwylahafte Engstirnigkeit. Teil 3 der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Der 2. Februar 2012 ist ein Donnerstag. Im Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich am Hirschengraben 82 findet eine Sitzung statt, die auf den ersten Blick nach universitärer Dutzendroutine aussieht. Unter der Führung von Direktor Flurin Condrau und seiner Stellvertreterin Iris Ritzmann treffen sich die Leiter und Mitarbeiter der Bibliothek, des Archivs sowie des hauseigenen Medizinhistorischen Museums samt angegliederter Objektsammlung, die rund 100 000 Gegenstände aus der Geschichte der Medizin umfasst, von historischen Skalpellens über Föten in Gläsern bis zu gerichtsmedizinisch präparierten Wasserleichen. Verantwortlicher Konservator von Museum und Objektsammlung ist der Medizinhistoriker und Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) Christoph Mörgeli.

Doch in gewohnten Bahnen verläuft die Sitzung an diesem Donnerstagsvormittag um zehn Uhr nicht. Institutschef Flurin Condrau will Mörgeli loswerden; dies hat er nach zuverlässiger Auskunft einer Cousine an Familientreffen lauthals verkündet und auch anlässlich eines «Standortgesprächs» mit Dekan Klaus Grätz bereits am 23. November 2011 explizit erklärt. Nun wählt Condrau ein ausserordentliches und folgenreiches Vorgehen. Er verteilt den versammelten Mitarbeitern – es sind ohne ihn genau neun Personen – einen amtsgeheimen Bericht über den Zustand der Objektsammlung, den er beim Stuttgarter Professor Robert Jütte in Auftrag gegeben und vor der Sitzung kopiert hat. Condrau ist mit Jütte bekannt; die Vizedirektorin und Stellvertreterin Iris Ritzmann sowie deren Ehegatte Eberhard Wolff, der ebenfalls am Medizinhistorischen Institut arbeitet, haben sogar bei ihm assistiert.

Professor Condrau äussert sich vor den Institutsangehörigen ausführlich zum vertraulichen Expertenbericht. Darin ist von einem «Durcheinander» die Rede, von unsachgemässer Lagerung, von ethischen Problemen, von «Staub und Ungeziefer», denen menschliche Knochen in einem Kellerraum «direkt ausgesetzt» seien.

## Ursprung der Amtsgeheimnisverletzung

Bei diesem mündlichen Referat aus dem Geheimgutachten bleibt es nicht. Neun Kritikpunkte des Jütte-Berichts lässt Condrau im Nachgang zur Sitzung schriftlich protokollieren. Statt das Gutachten vorschriftsgemäss geheim zu halten und nur dem betroffenen

Sammlungsleiter Christoph Mörgeli sowie dem gemeinsamen Vorgesetzten Dekan Klaus Grätz zur Kenntnis zu bringen, kopiert und verteilt es Condrau an sämtliche Sitzungsteilnehmer. Damit hat der Institutschef und Vorgesetzte Mörgelis persönlich die Schleusen für eine Amtsgeheimnisverletzung geöffnet, die bis heute die Justiz beschäftigt. Denn der Jütte-Bericht fand zielsicher den Weg zum Zürcher *Tages-Anzeiger*, der am 11. September 2011 ausgiebig daraus zitierte.

Schliesst man Dekan Klaus Grätz, die Gutachter um Professor Jütte sowie Christoph Mörgeli als Adressaten der Kritik von der Liste der Verdächtigen aus, so konnte das amtsgeheime Gutachten nur aus dem Medizinhis-

## Uni-Rektor Fischer stuft Condraus Bericht als «potenziell persönlichkeitsverletzend» ein.

torischen Institut heraus an die Presse gelangen. Am Ursprung der nachweislichen Amtsgeheimnisverletzung stand Institutschef Condrau selber; er hat den geheimen Bericht vervielfältigt, in Umlauf gebracht, daraus zitiert und erst noch ein aktenkundiges Protokoll darüber anfertigen lassen.

Später wurden Iris Ritzmann und ihr Gatte Eberhard Wolff als Hauptverdächtige verhaftet und eine Nacht lang im Gefängnis festgehalten. Wolff ist in seinem Amt eingestellt, Ritzmann wurde von der Universitätsleitung am 29. Oktober 2013 entlassen.

## Abrechnung mit dem Untergebenen

Damit allerdings nicht genug. Neben dem Jütte-Bericht sollte auch ein zweites vertrauliches Papier, das Mörgeli schwer belastet, an die *Tages-Anzeiger*-Redaktion gelangen. Es handelt sich um den sogenannten Akademischen Bericht 2011, den Institutsleiter Condrau selbst verfasste und am 18. März 2012 fertigstellte.

Normalerweise sind solche Berichte, in der die Institute und Seminare der Universität Rechenschaft über das abgelaufene Jahr geben, öffentlich zugänglich und für alle Interessierten einsehbar. Nicht so in diesem Fall. Die Universitätsleitung behielt den von Condrau erstellten Akademischen Bericht 2011 – den ersten, den der aus Manchester berufene und zum Professor aufgestiegene neue Institutsdirektor ablieferte – zurück und stuft ihn als vertraulich ein. Der Bericht des Institutschefs

tangiere die Persönlichkeitsrechte eines Mitarbeiters, ja, er sei sogar «potenziell persönlichkeitsverletzend», so die Begründung von Uni-Rektor Andreas Fischer.

Dieser Mitarbeiter ist Christoph Mörgeli, der Konservator des institutseigenen Museums und der erwähnten Sammlung medizinhistorischer Objekte. Mörgeli selber hat den Bericht von Condrau nie bekommen, er konnte zu den darin geäusserten Vorwürfen keine Stellung nehmen und erfuhr davon erst durch die Kampagne, die Arbeits- und Institutskollegen via *Tages-Anzeiger* lostraten. Wer genau aus dem Institut und der Universität den vertraulichen Bericht herausgab, ist Gegenstand von Ermittlungen der Zürcher Staatsanwaltschaft.

Warum die Universitätsleitung Condraus Akademischen Bericht 2011 blockierte und als «potenziell persönlichkeitsverletzend» einstuft, wird bei dessen Lektüre klar: Es handelt sich nicht, wie üblich, um eine nüchterne Bilanz über Tätigkeiten und Entwicklungen am Institut, sondern um eine unverhohlene Abrechnung mit einem einzelnen Angestellten. Während Institutsdirektor Condrau für sich selber, für Vizechefin und Stellvertreterin Iris Ritzmann und für andere Mitarbeiter nur Lob übrig hat, stellt er Christoph Mörgeli ein rundum vernichtendes Zeugnis aus.

Schon allein die Tatsache, dass Professor Condrau den Akademischen Bericht, der allgemein die Aktivitäten des Instituts zusammenfassen sollte, zur Verteilung persönlicher Zensuren einsetzt, ist aussergewöhnlich und bemerkenswert. Der konkrete Inhalt des Berichts liefert darüber hinaus interessante Informationen über die Motive, die Condraus Angriffe auf Mörgeli zugrunde liegen.

## Zangenartig vorgetragene Attacke

Man kann sich den Akademischen Bericht 2011 wie eine Zange vorstellen: Er hat zwölf Kapitel, wobei das erste («Allgemeine Einschätzung») und das letzte («Besondere Aufgaben und Probleme») Condraus Fundamentalkritik an Museumsleiter Mörgeli enthalten.

«Das Medizinhistorische Museum stellt eine Herausforderung dar», heisst es gleich zu Beginn. Die 1990 eröffnete Dauerausstellung sei «wissenschaftlich und museologisch überholt und teilweise fehlerhaft». Die personelle Ausstattung des Museums beurteilt Condrau im Bericht als «unbefriedigend». Es fehle den Ausstellungen an einer «wissenschaftlichen





«Vor schwierigen Entscheidungen»: Mörgeli-Chef Condrau.

### Protokoll

Teilnehmende **Flurin Condrau (FC), Iris Ritzmann (IR), Gudrun Kling (GK), Christoph Mörgeli (Mö), Eberhard Wolf (EW), Ursula Relis (UR), Inna Giter (IG), Janina Kehr (JK), Margrit Wyder (WY), Betina Siegle (BSI)**

Erbschützigkeit —  
 z.K. an Flurin Condrau

Verfasser Betina Siegle-Antunes  
 Ort Bibliotheksaal, HIT  
 Datum/Zeit 02. Februar 2012, 10.00h

Sitzung/Thema Sammlungssitzung

FC möchte, dass die Sammlungsabteilungen ihre Dienstleistungen auflisten, z.B. Geburtsklinik Register, Ausleihen etc.  
 Mö schlägt vor dass MHIZ eine zentrale Fotokamera anschafft

#### 9 Objektsammlung Kommission

FC: **Bericht ist fertig (wird ausgeteilt)**. Ziel war Überblick zu schaffen bezüglich - Bewertung/Entwicklung. Zudem ist es eine kurze Zusammenfassung über Bedeutung der Sammlung sowie die Frage **ob sich die Arbeit dafür lohnt**.

- Erschliessung/Erfassung: Nur ca. 20% ist katalogisiert in Karteikärtchen sowie Filemaker. Dies ist ein sehr aufwändiges Projekt.
- Frage Nutzung/Wissenschaftl. Profil. Zurzeit besteht keine Zugänglichkeit/kein Arbeitsplatz
- Feuchtpräparate **Problem: Ethisch/Rechtlich/Lagerung**
- OTAR & Feuchtpräparate bedeuten eine **ungünstige Konstellation**
- Kellerräume sind **nicht ideal für längerfristige Lagerung**
- **Gesundheit (Formaldehyd – giftig)**
- **Sicherheit (keine Feuer/Rauchmelder)**
- **Ethik/Recht (menschliche Überreste).**
- **Problematik Schlüssel/Zugänge. Z.B. Rohr Reparatur bei OTAR Sammlung → Zugangskontrolle.**

Zukunft Objektsammlung: FC wird mit Mö darüber sprechen und Beschlüsse fassen.

#### 10 Klimakontrolle

MW kann 2012 die Aussenlager Kontrolle nicht mehr übernehmen. Vorschlag fällt, dass eine

Fundamentalkritik an Museumsleiter Mörgeli: Protokoll über den geheimen Jütte-Bericht.

Identität» und die Besucherzahlen seien rückläufig, so schreibt Condrau weiter.

Im Schlusskapitel vertieft und schärft der Institutsdirektor die Vorwürfe an die Adresse Mörgelis. Die erwähnten Herausforderungen müssten seiner Meinung nach als «aussergewöhnlich» bezeichnet werden: «Der Objektsammlung des Medizinhistorischen Instituts und Museums geht es nicht gut. Sie wurde seit Jahren nicht professionell betreut: Mehrere zehntausend unkatalogisierte Objekte verstauben in offenen Regalen. Aktuell ist noch nicht einmal die Grundreinigung des Depots geregelt. Wir können nicht von einer wissenschaftlichen Sammlung ausgehen und stehen vor schwierigen Entscheidungen», so orakelt Condrau vielsagend.

Der Institutschef hängt den Fall hoch: Es gehe «ganz konkret» darum, «ethischen, rechtlichen und wissenschaftspolitischen Schaden vom Institut, der Fakultät und letztlich auch der Universität fernzuhalten», schreibt er. Alarmstufe dunkelrot.

Und das ist noch nicht alles: Ähnliches müsse auch über das von Mörgeli kuratierte Museum gesagt werden, fährt Condrau fort. Ihm dränge sich der Eindruck auf, die sonst in der Schweiz gut vorangekommene «Professionalisierung» sei bisher am Medizinhistorischen Museum der Universität Zürich vorbeigegangen. «Kurzfristige Bereinigungen der Dauerausstellung sind unumgänglich, aber mittelfristig werden wir uns mit einer Neukonzeption befassen müssen, wenn das Museum nicht geschlossen werden soll», warnt Condrau. Aktuell stelle Mörgelis Museum «für die wissenschaftliche Medizingeschichte in Zürich eine grosse Belastung und sicherlich kein *asset* dar», so das verheerende Fazit.

### Wer ist denn staubfrei?

Wo liegt der Kern des Problems, das Condrau diagnostiziert? Sind es wirklich die Staubkörner auf einigen Sammlungsobjekten, welche die von Condrau geholten Experten um Professor Jütte festgestellt haben wollen?

Über die Staubfrage könnte man streiten. Erstens verneint Mörgeli, dass die beanstandeten Knochen überhaupt zu seiner Sammlung gehörten (in den Kellerräumen am Hirschengraben 82 waren auch Objekte und insbesondere Knochen des Anatomischen Instituts untergebracht). Zweitens haben Spezialisten wie der eigens beigezogene Museumsberater Samuel Bill von der Firma Museum ausdrücklich empfohlen, die Objekte aus klimatischen Gründen offen zu lagern und nicht in sogenannten Compactus-Anlagen einzuschliessen.

Der Autor Peter Holenstein, der die Kellerräumlichkeiten der Objektsammlung des Medizinhistorischen Museums besichtigt hat, weilte im Sommer 2011 zu Recherchezwecken in den Katakomben am Hirschengraben 82

# iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit  
Download!

Erhältlich im  
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

**DIE WELTWOCHEN**  
80 JAHRE QUALITÄT

(also just zu der Zeit, als auch die Experten-Gruppe Jütte die Sammlung besuchte). Holenstein, der als Journalist auch in diesem Blatt publiziert, hält gegenüber der *Weltwoche* schriftlich fest: «Es gibt dort kein Ungeziefer, das wäre mir aufgefallen, denn ich habe viele Stunden dort verbracht und hatte vieles in den Händen. Und es hat dort nicht mehr Staub als in den Archivräumlichkeiten des Verkehrsmuseums Luzern oder jenen des Landesmuseums in Zürich.»

Und selbst wenn man der wackligen «Staub»-These der Jütte-Kommission folgen will, die offensichtlich das Ideal einer staubfreien Universität anstrebt: Weshalb hat Institutsleiter Condrau seinen Kollegen Mörgeli nicht einfach unbürokratisch angewiesen, die fraglichen Exponate abzustauben? Weshalb hat er hinter Mörgelis Rücken einen Bericht anfertigen lassen, den er mit vernichtender Wirkung unter die Belegschaft verteilte? Selbst bei wohlwollender Auslegung lässt Condraus Führungsverhalten den Verdacht aufkeimen, es seien ganz andere Motive am Werk gewesen als die Absicht, ein angeblich verstaubtes Archiv zu entstauben. Wenn nicht der Staub, was war es dann?

## Es ist die Politik

Flurin Condrau gibt im Akademischen Bericht 2011 selber den entscheidenden Hinweis. Nicht weniger als vier Mal beklagt er darin das «Problem», dass das Medizinhistorische Institut und Museum im akademischen Milieu innerhalb und ausserhalb der Universität Zürich in die «Isolation» getrieben worden sei.

Das Institut sei «zunehmend auch in Zürich isoliert», heisst es schon im ersten Absatz des ersten Kapitels. Auf derselben Seite folgt die zweite Klage über die «Isolation», diesmal direkt auf Mörgelis Verantwortungsbereich bezogen: «Das Museum ist trotz einer hohen Konzentration an medizinisch interessierten Experten an der UZH und der ETHZ in Zürich weiterhin isoliert», schreibt Condrau. Es gelte deshalb, führt er etwas weiter unten aus, «das Museum aus seiner Isolation zu befreien».

Im letzten Abschnitt des Berichts, dem der Charakter eines Fazits zukommt, spricht Condrau erneut von der beschriebenen «Isolation» und lässt die Katze schliesslich aus dem Sack. Wörtlich schreibt der Direktor: «Die Zusammenarbeit wird uns von Kollegen vermutlich aus politischen Gründen verweigert und die Reichweite unserer Veranstaltungen ist leider auch immer noch beschränkt. Für unser kleines Fach ist das besonders schädlich und im Alltag für die Mitarbeiter eine Belastung. Wir hoffen, dass die Professionalisierung der Medizingeschichte in Zürich und die besser werdende Arbeit in Forschung und Lehre auch in den Medien positiv kommuniziert werden kann, um die offenbar jahrelang eingeübte öffentliche Wahrnehmung von Institut und Museum zu korrigieren.» Mit dem Ausdruck

dieser Hoffnung beendet Professor Condrau den Akademischen Bericht, den die Universitätsleitung wegen seines wahrscheinlich persönlichkeitsverletzenden Inhalts stoppte.

Es sind aufschlussreiche Zeilen, die den Schlüssel zum Verständnis des ganzen Falls liefern. Flurin Condrau, der neue Chef, sieht das Hauptproblem des Medizinhistorischen Instituts und Museums gemäss eigenen Angaben darin, dass die beiden Institutionen geschnitten und «isoliert» werden – und die Ursachen dafür sieht er in der Politik («vermutlich aus politischen Gründen»).

Das ist zunächst einmal eine Feststellung – aber bereits diese hat es in sich. Aus absolut unverdächtig Quelle wird hier – notabene im offiziellen Format eines Akademischen Berichts – bestätigt, dass an der Universität Zürich, der grössten Hochschule des Landes,

---

«Es gibt dort kein Ungeziefer, das wäre mir aufgefallen, ich habe viele Stunden dort verbracht.»

---

ein Wissenschaftler und Angehöriger der Alma Mater aufgrund seiner politischen Überzeugung ausgegrenzt, gemieden, zum Problem erklärt, als Paria behandelt wird.

Konkret und im Klartext: Christoph Mörgeli, seit 1999 Nationalrat der SVP, hat im akademischen Milieu des beginnenden 21. Jahrhunderts offenbar das falsche Parteibüchlein. Anders kann man Condraus Bemerkungen nicht deuten.

Das ist, gerade auch angesichts der stolzen Geschichte der Zürcher Universität, die sich seit ihrer Gründung 1833 stets als Pflanzstätte und Fluchtburg freier Geister aus dem In- und Ausland sieht, an sich eine Ungeheuerlichkeit.

Sie wird allerdings noch dadurch übertroffen, was auf Condraus Tatsachenfeststellung der politisch motivierten «Isolation» des Medizinhistorischen Instituts und Museums folgte. Der Chef zog daraus nicht etwa den Schluss, jene «Kollegen» zur Rede zu stellen, die das gesamte Institut wegen der missliebigen politischen Ansichten eines Mitarbeiters in Sippenhaft nahmen und die Zusammenarbeit verweigerten.

Nein, im Gegenteil: Institutsdirektor Condrau schlug sich auf die Seite derer, die das Institut unter wissenschaftliche und kollegiale Quarantäne setzten. Er machte sich, wie sich zeigen sollte, die politischen Beweggründe der Anti-Mörgeli-Koalition innerhalb der Universität zu eigen und kreierte seinem Untergebenen, einem gewählten Volksvertreter im schweizerischen Milizparlament, auch seinerseits die politische Meinung an.

**Nächste Ausgabe:** Wie Mörgeli von Condrau wegen seiner politischen Ansichten gemobbt und ins Abseits gedrängt wird.





**Ich halte sie für  
die starke Stimme  
in der Region.**

Silvia Adler, Sängerin in Basel

# Hilferufe aus der Drogenhöhle

Michelle Halbheer hat ihre Kindheit unter Obhut einer Heroinabhängigen nur knapp überlebt. Schuld am langjährigen Martyrium waren die Helfershelfer der Mutter und die bis heute vorherrschende Ausrichtung des professionellen Hilfsystems. *Von Franziska K. Müller*

Ein Kinderleben will rekapituliert werden. Es trug sich im Dunstkreis von Platzspitz und Letten zu. Ein Drama, das andauerte und sich verschärfte, nachdem die offene Zürcher Drogenszene geschlossen worden war, die meisten Junkies von der Bildfläche verschwunden waren, die freie Spritzenabgabe beschlossen und den Süchtigen ein umfassendes Hilfsangebot zugänglich gemacht worden war. In der Einsamkeit eines verschneiten Bergdorfes trafen wir uns zu langen Gesprächen, die als Grundlage des soeben erschienenen Buches «Platzspitzbaby – Meine Mutter, ihre Drogen und ich» dienen sollten. Sie führten in Abgründe, die meinen Blick auf die Platzspitz-Jahre und die Protagonisten verändert haben.

## Die Angst vor der Erinnerung

Wenn sich die Nacht über das einsame Bergdorf gelegt hatte, trat ich auf den kleinen Hotelbalkon hinaus, sah weit weg ein winziges Licht, eine sich bewegende Gestalt in einem dicken Daunenmantel. Am Morgen klärte mich Michelle Halbheer auf: Im Schnee tanzend, die Stöpsel des iPod in den Ohren, löse sich ihre Angst in der Erschöpfung auf. Die Angst vor der Erinnerung an eine schreckliche Kindheit. In ständiger Furcht, die Mutter möge die Drohung wahr machen und sich das Leben nehmen, erduldet Michelle den Hunger, die Schläge, die wochenlange Abwesenheit schweigsam und verhielt sich so, wie es die Süchtige forderte: kaufte Drogen, besorgte Spritzen, wurde zur Diebin, Lügnerin und Leibeigenen.

Nun ist das «Platzspitzbaby» 28 Jahre alt und bricht das Schweigen. Die Mutter mutete der Tochter Vernachlässigung und Grausamkeit zu, setzte sie den Gefahren und der Missachtung aus – doch das Entsetzliche wurde auch durch jene Helfenden verschuldet, die das Wohl der Süchtigen stets über dasjenige der Tochter stellten, dem Kind nicht halfen und so ein langjähriges Martyrium verursachten, das Michelle Halbheer nur knapp überlebte.

Auch heute sind die toten Kinder der Süchtigen nur die Spitze des Eisberges. Eine verhungerte Jessica. Eine verdurstete Lara-Maria. Eine neunmonatige Tamara, die durch Heroin im Milchsoppen umgekommen sein soll. Die Mutter wurde kürzlich von einem Schweizer Gericht freigesprochen, da sie glaubhaft versichern konnte, ihr Kind geliebt zu haben. Aktuell leben in der Schweiz über viertausend Kinder – weitgehend ohne Hilfe – in Familien,

in denen mindestens ein Elternteil harte Drogen konsumiert. Spezifische Statistiken zu diesem Thema werden keine erhoben, man muss sich auf die Schätzungen der mutigeren Fachleute der Suchtarbeit verlassen, welche die Dunkelziffer der betroffenen Mädchen und Jungen als «sehr hoch» bezeichnen.

Die Verwahrlosung der Süchtigen überträgt sich auf ihre Söhne und Töchter, die – so besagen internationale Studien – unter vielfältigen psychischen Störungen leiden und im jungen Erwachsenenalter ein viermal höheres Risiko an den Tag legen, in eine Sucht abzustürzen, als Kinder, die in einer suchtfreien Familie aufwachsen. Dass die Töchter und Söhne von Junkie-Eltern den Staat Millionen kosten, liegt auf der Hand.

Aber auch dieses Detail ändert nichts an der Ausrichtung des professionellen Hilfsystems, die Fähigkeiten der Fixer als Eltern partout nicht in Frage zu stellen. Suchen Süchtige heute bei einer der vielen Institutionen Rat, versäumen es die Helfenden, systematisch nachzufragen, ob sich Kinder in der Obhut der Abhängigen befinden, bestätigt im Verlauf der

## Ein Grossteil der jugendlichen Konsumenten folgte den Regeln einer absurden Szene-Hierarchie.

Buchrecherchen ein Experte in der Arbeit mit Suchtkranken, welcher seit zwanzig Jahren an der Front arbeitet. «Die Süchtigen werden heute Klienten genannt. Allein ihr Wohl zählt. Sie gilt es zu schützen und zu decken. Die Kinder gehen dabei vergessen.»

Michelle und andere, die Ähnliches erlebt haben, finden keine Entschuldigungen für Verfehlungen, die ihnen beinahe das Leben kosteten, die ihre Würde antasteten, die Zukunft schwierig machten. Sie müssen auch damit leben, dass jene, die oft genug ihr gesamtes persönliches Umfeld ins Unglück gerissen haben – über zwanzig Jahre nachdem Platzspitz und Letten geräumt wurden –, noch immer reflexartig in Schutz genommen werden. Ihr Scheitern gilt als Resultat misslicher Umstände, und nach einer neueren WHO-Definition darf die nachwachsende Fixergeneration für sich in Anspruch nehmen, unter einer Persönlichkeitsstörung zu leiden, für die der Einzelne schlicht nicht zur Rechenschaft gezogen werden darf. Die Verfehlungen der Vergangenheit kategorisch verneinend, sieht sich auch

Michelles Mutter Sandrine\* als ewiges Opfer, das Hilfe und Mitleid erwarten darf. Sie gehört einer Generation von Menschen an, die Anfang der achtziger Jahre jung waren und ein Lebensgefühl teilten, in dem die Selbstzerstörung mehrheitlich freiwillig geschah.

Die meisten Vertreter der selbsternannten No-Future-Generation stammten aus halbwegs geordneten und finanziell stabilen Verhältnissen und hatten – zumindest theoretisch – so gute Zukunftsaussichten wie keine Generation je zuvor. Defätismus und Fatalismus passten zu den harten Drogen, mit denen das Land zu diesem Zeitpunkt überschwemmt wurde. Es war auch die Zeit von Christiane F., die ihren Alltag als minderjährige Heroinsüchtige und Prostituierte im später millionenfach verkauften Bestseller «Wir Kinder vom Bahnhof Zoo» schilderte. Das hübsche Mädchen wurde nicht nur zur Symbolfigur für die Verbreitung des Drogenmissbrauchs in Europa. Sie wurde zur Stil-Ikone, galt als Antiheldin einer Jugend, die mit dem Konsum von Heroin nicht Elend und Tod, sondern die Schönheit des Untergangs zelebrierte und mit den Insignien einer Subkultur ausgestattet war, die sich über die Musik, die Sprache, die Mode definierte.

## Erster Schuss

Die jugendliche Kaputttheit, der Gang in die Illegalität wurden auch in Zürich zu Coolnessfaktoren, und der Konsum von harten Drogen geriet zu einer beinahe logischen Konsequenz dieses Lebensgefühls. Die damit verbundenen Kalamitäten – unter ihnen Gelbsucht, U-Haft, Zoff mit den Dealern – sorgten unter den Mitgliedern einer schnell grösser werdenden Peer-group nicht etwa für Abscheu und Angst, sondern für Ansehen und Glaubwürdigkeit.

Die Behauptung der Präventionsexperten, es wachse plötzlich und quasi aus dem Nichts heraus eine unüberschaubare Menge von Personen heran, die sich vor ihren überwältigenden Problemen in die Sucht flüchteten, trifft auf viele dieser Konsumenten nicht zu. Die Probleme ergaben sich aus der Sucht, nicht umgekehrt, und ein Grossteil der jugendlichen Konsumenten folgte den Regeln einer absurden Szene-Hierarchie. Sie liessen sich – trotz bereits existierenden Informationskampagnen – aus Leichtsinns und Langeweile verleiten, fanden im Heroin eine Möglichkeit, sich von den Ansprüchen des Alltags zu verabschieden, und im Kokain ein gesteigertes Selbstwertgefühl, das nichts mit persönlicher Leistung zu tun haben musste.





«Niemals so wie meine Mutter»: Michelle Halbheer.

Viele setzten sich den ersten Schuss ohne äusseren Leidensdruck und änderten bewusst nichts an den fatalen Gewohnheiten: so lange, bis die Sucht voll ausgebildet war und ein einfacher Ausstieg unmöglich wurde. Aber auch zu diesem Zeitpunkt waren die wenigsten Junkies willenslose Hüllen, die keinen Einfluss mehr darauf hatten, in welche Richtung sich ihr Leben entwickelte, oder wie es Michelle Halbheer formuliert: «In meiner Wahrnehmung opferte Mutter dem Zustand des Nichtsseins – freiwillig und mit grosser Entschlusskraft – alles.»

Es zogen Jahre ins Land, während deren man nicht recht wusste, was die Heroin- und Kokain-Junkies der Christane-F.-Generation

genau trieben – nichts Gutes, wurde man sich bewusst, als sich ab 1987 auf dem Platzspitz eine sehr unglamouröse Szene zu etablieren begann. Tausende von verwilderten Gestalten im rechtsfreien Raum fanden ein Paradies mit sämtlichen Drogen, und sie zogen sich mit den gleichen, hundertmal getauschten Spritzen lebensbedrohliche Infektionskrankheiten zu. Das Elend nahm in dieser Anarchie seinen Lauf, und als der Platzspitz 1992 geräumt wurde, tat man dies ohne die Schaffung flankierender Massnahmen. Das änderte sich allerdings bei der drei Jahre später stattfindenden Räumung der zweiten offenen Szene, die sich rund um den stillgelegten Bahnhof Letten



Offene Zürcher Drogenszene in den 90er Jahren.



«Die Kinder gehen vergessen»: 4-jährige Michelle.

etabliert hatte. Ab diesem Zeitpunkt wuchsen Drop-ins, Beratungsstellen, ein umfassendes medizinisches Angebot, gassennahe Therapieeinrichtungen und Methadonprogramme wie Pilze nach einem warmen Herbstregen aus dem Boden.

Die Zielgruppe – komplett verwahrloste und schwerabhängige Junkies, von denen manche für den nächsten Schuss sogar die eigene Grossmutter umgebracht hätten – war radikal verändert, nicht aber die Haltung der Drogenfachleute, die hartnäckig an einem Bild festhielten, das aus den siebziger Jahren stammte: Damals galt der Drogenkonsum als Privileg studentischer Kreise, und konsumiert wurde haupt-

sächlich, weil die Hippies ihr Bewusstsein erweitern wollten. Ein paar verirrteten sich zu Bhagwan nach Poona, andere landeten in der Psychiatrie, und die meisten experimentellen Lebensentwürfe waren als Resultat psychedelischer Verblendung mittels LSD zum Scheitern verurteilt. Doch die wenigsten wurden süchtig, und aus diesem Grund galten sie als handlungsfähige Menschen, die alles im Griff haben und deren Entscheidungsfähigkeit unter keinen Umständen hinterfragt werden darf.

Intellektuell derangiert und sozial schwer gestört, profitierten die Platzspitz-Junkies und Letten-Süchtigen nach der Schliessung der offenen Szenen weiterhin von dieser Ideologie, die bis in die heutige Zeit Bestand hat. Hunderte von Fachleuten der Suchtarbeit, aber auch Sozial- und Jugendämter kümmern sich um sie in der Meinung, dass «Menschen mit einer Suchtproblematik», wie die Fixer jetzt genannt werden, weiterhin ein uneingeschränktes Recht auf Selbstbestimmung haben, was so viel bedeutet wie: Auch die Asozialsten können Hilfe annehmen oder in den Wind schlagen, weiterhin Drogen konsumieren und mit ihren Kindern so verfahren, wie es ihnen beliebt, weil kein Fehlverhalten irgendwelche Konsequenzen hat.

### Gassenkinder als «Therapieinstrument»

Bereits auf dem Lettenareal beobachteten die Fachleute schwangere Frauen und süchtige Mütter, die sich mit ihren Kleinkindern auf dem Gelände aufhielten und später als Obdachlose auf der Gasse lebten. Die Kinderschar vergrösserte sich in den folgenden Jahren. Die Viersäulenpolitik (Repression, Prävention, Therapie und Überlebenshilfe) wurde beibehalten, der Therapie und der Überlebenshilfe galt neu jedoch das grösste Augenmerk.

Obwohl bekannt ist, dass die meisten Methadonbezügler über kurz oder lang erneut und zusätzlich harte Drogen konsumieren, sich an ihrem destruktiven Lebensstil also wenig verändert, werden die Gassenkinder vom professionellen Hilffssystem noch heute als «bestes Therapieinstrument, damit die Mütter und Väter von den Drogen wegkommen», bezeichnet.

Diese zynische und in den allermeisten Fällen unwahre Prophezeiung, man kann sie auch «strukturelle Misshandlung der Kinder» nennen, bekam Michelle Halbheer von ihrem Beistand zu hören: Zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits dreizehn Kilogramm Untergewicht, Zähne, die in zwei Reihen übereinanderwachsen, und am ganzen Körper blaue Flecken, die von den Schlägen der süchtigen Mutter herührten. So ähnlich erging es auch anderen Kindern aus Michelle Halbheers direktem Umfeld. Während der Entstehungsgeschichte des Buches äusserte sie den Wunsch, den Friedhof ihres ehemaligen Wohnortes zu besuchen. Dort wollte sie auf den Gräbern von ehemaligen Schulkollegen und Freunden Blumen nie-

derlegen. Manche wurden in früher Kindheit dahingerafft. Andere starben an den Auswirkungen einer Verwahrlosung, deren späteres Kapitel nicht etwa im Sündenpfehl Zürich geschrieben wurde, sondern in der 9000-Seelen-Gemeinde Wald im Zürcher Oberland.

Dort formierte sich nach der Schliessung des Lettens eine grosse versteckte Szene, in der sich die extremsten Junkies der Region tummelten. Michelle und andere Kinder lebten wochenlang in einem heruntergekommenen Drogenhaus, das man allenfalls in der Bronx von New York oder in Chicago vermutet hätte, das jedoch mitten im putzigen Dorf stand.

Was Ascorbinsäure ist, wie man einen Schuss aufzieht und welche Verhaltensweisen man an den Tag legen muss, um die Süchtigen während des kurz nach der Heroininjektion auftretenden Flashs nicht zu stören, lernte Michelle Halbheer von der sechsjährigen Sabrina\*, die mit ihren Junkie-Eltern permanent im Horrorhaus lebte. Ungeziefer und Unrat breitete sich im ganzen Gebäude aus, gewalttätige Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung. Polizei und Ambulanz rückten wöchentlich zum Drogenhaus «Sternenbühl» aus, da gestrecktes und kontaminiertes Heroin für Atemstillstand und andere Zusammenbrüche unter den Konsumenten sorgten.

Zehnjährig musste Michelle erleben, wie ein Bewohner unter Qualen an einer Überdosis starb. Ihre Freundin Janis\* erinnert sich an Haustiere, die sich unkontrolliert vermehrten und später verhungerten, weil sie niemand fütterte. Sabrina wurde bei einer Räumung per Zufall durch Männer in Schutzanzügen entdeckt. Sie musste beim süchtigen Vater bleiben. Die desolaten Zustände im Sternen-

---

**«Es kam nie jemand vorbei, um mich zu retten», sagt Michelle Halbheer heute.**

---

bühl waren der Gemeinde bekannt. Zugunsten der Bevölkerung, der man ein aufbrechendes Geschwür, das sich unweigerlich in die Wohnquartiere ergossen hätte, ersparen wollte, wurde die Situation toleriert.

Michelle Halbheer, die nach der Scheidung der Eltern unter die alleinige Obhut der ausser Rand und Band agierenden Mutter geriet und ab diesem Zeitpunkt – ohne die Hilfe des Vaters – zunehmend in den Alltag der Schwerst-süchtigen eingebunden war, wurde nicht nur von der Mutter und deren direkten Helfershelfern ignoriert, sondern auch von den zuständigen Behörden. «Es kam nie jemand vorbei, um mich zu retten», sagt Michelle Halbheer heute. Obwohl das Jugendamt und andere offizielle Stellen über die extreme Sucht der Mutter informiert waren, Michelle in lebensbedrohlichem Zustand hospitalisiert werden musste und auch die Polizei und die Ambulanz im

Hause Halbheer ein und aus ging, hatte dies keinerlei Interventionen zur Folge.

Ob Ärzte, Polizei oder auch Unbeteiligte, denen das Elend des auch optisch stark verwahrlosten Kindes nicht entgangen sein konnte, Meldungen an die Sozialbehörden gemacht haben, ist nicht zu eruieren. Auch nicht, wieso nicht reagiert wurde. Meine wiederholten Nachfragen beim zuständigen Beistand und bei der ehemaligen Vormundschaftsbehörde (heute: Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde [KESB]) wurden allesamt abschlägig beschieden. Eine damals am Rand involvierte Person stieg in der Zwischenzeit zur KESB-Präsidentin auf. Die Behörde hat sich de facto selbst ein Redeverbot auferlegt. Obwohl die Akten archiviert sind, will man sich zum Fall «Michelle Halbheer» nicht äussern.

### Mutter: Aids und Demenz

Seit dem 1. Januar 2013 ist das neue Kindes- und Erwachsenenschutzrecht in Kraft. Ob es für die vergessenen Kinder Verbesserungen bringen und Klarheiten schaffen wird, bezweifeln manche Experten. Um die in der Schweiz längst ratifizierte Uno-Kinderrechtskonvention im Bereich von Kindern in Suchtfamilien endlich umzusetzen, muss vor allem ein Referenzsystem mit genau definierten altersspezifischen Mindeststandards zur Betreuung und Erziehung von Kindern geschaffen werden, die die süchtigen Eltern – ohne Spielraum und Toleranz – erfüllen müssen. «Der Kinderschutz soll aktiv und regelmässig kontrolliert werden», sagt Michelle Halbheer.

Dass es die 28-Jährige – anders als viele ihrer ehemaligen Leidensgenossen – geschafft hat, suchtfrei zu bleiben und eine Ausbildung zu absolvieren, verdanke sie einem Versprechen, das sie sich früh selbst gegeben habe: «niemals so zu werden wie meine süchtige Mutter». Sandrine ist heute 52 Jahre alt und gehört zu jenen, die den Platzspitz wie durch ein Wunder überlebt haben. Als Langzeitfolge der jahrzehntelangen Sucht ist sie an Aids erkrankt und leidet unter einer beginnenden Demenzerkrankung.

Die Droge bezieht sie nun bei der Stelle für kontrollierte Heroinabgabe, sie ist ebenfalls – wie viele andere Alt-Junkies – seit Jahrzehnten in einem Methadonprogramm und konsumiert nebenbei noch andere harte Drogen. Umgeben von vielen verständnisvollen Helfenden, führt sie eine Existenz, für die andere weiterhin die Verantwortung übernehmen. Vom Leiden, das sie ihrer Tochter auferlegt hat, will sie bis zum heutigen Tag nichts wissen.



### Buchhinweis

Michelle Halbheer: «Platzspitzbaby – Meine Mutter, ihre Drogen und ich». Wörterseh. 223 S., Fr. 39.90

\* Namen geändert



Peter Rüedi

# Die grosse Chronik des Jazz



Leinengebunden mit Schutzumschlag, 1320 Seiten.  
Mit einer Einleitung von Peter Rüedi und einem Vorwort von Michel Mettler

Nach der Biografie über Friedrich Dürrenmatt legt der bekannte Kulturjournalist und *Weltwoche*-Kolumnist ein weiteres Opus magnum vor: seine Sammlung von 1522 Jazzkolumnen.

1983 begann Rüedi, damals noch Chefdramaturg am Zürcher Schauspielhaus, seine Leidenschaft für den Jazz in Worte zu fassen. Seine Kolumnen, die während dreissig Jahren wöchentlich in der *Weltwoche* und gelegentlich auch in der *Zeit* erschienen, haben sich zu einer weltweit einzigartigen Chronik entwickelt.



Es sind Beobachtungen und Reflexionen über Werke, Spielarten und Improvisationen einer Musikrichtung, die sich seit ihren Anfängen laufend neu erfindet. Rüedis Sprache beschränkt sich dabei nicht auf musikalische Assoziationen, sondern lässt sich auch von be-

nachbarten Gattungen wie etwa dem Theater oder der Literatur inspirieren.

«Dies erst», schreibt Michel Mettler im Vorwort, «gibt seinem Blick die Tiefe, Frische und Prägnanz» und führe zu den legendären Ausschweifungen mit überraschender Conclusio.

«Der Jazz ist die Summe einer Unzahl von Spielformen und Stilformen, Verwandlungen und Auferstehungen», sagt Rüedi, der auf über tausend Seiten das Universum des Jazz neu definiert. Ein umfangreiches Register macht «Stolen Moments» zum unersetzlichen Nachschlagewerk.

## Weltwoche-Spezialangebot

«Stolen Moments. 1522 Jazzkolumnen» von Peter Rüedi

zum Spezialpreis von Fr. 68.– statt Fr. 78.– (inkl. Porto- und Versandkosten)

### Bestellung:

Direkt unter [www.echtzeit.ch/weltwoche](http://www.echtzeit.ch/weltwoche) oder per Postkarte mit Angabe der Lieferadresse und der Anzahl gewünschter Bücher an: Echtzeit Verlag, Murbacherstrasse 34, 4056 Basel

Buchvernissage im Rahmen des Jazzfestivals «unerhört!»:

Samstag, 30. November, 15 Uhr  
Theater Neumarkt, Zürich

Peter Rüedi im Gespräch mit Peter Bürlü  
Anschließend Duo-Konzert von  
Andy Scherrer (Saxofon) und  
Wolfgang Muthspiel (Gitarre)

Tickets unter: [www.theaterneumarkt.ch](http://www.theaterneumarkt.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



---

# Die schweigende Rebellin

---

Sie schien die perfekte Präsidentengattin zu sein, die ihren mächtigen Mann ehrfürchtig unterstützte. In Wahrheit war Jacqueline Kennedy eine eigensinnige Frau mit politischem Grips und einem scharfzüngigen Witz gewesen – schon bevor sie ins Weisse Haus einzog. *Von Beatrice Schlag*



*Sie wollte nie die heilige Witwe der Nation sein:* Jacqueline Kennedy Onassis (1929–1994).



Wer das Amateurvideo kennt, das zeigt, wie John F. Kennedy sich nach dem ersten Schuss an die Kehle fasste und nach dem zweiten in den Schoss seiner Frau sank, weiss, dass die First Lady unmittelbar danach auf den Kofferraum der Limousine kletterte. Es sah aus, als wolle sie dem Sicherheitsbeamten Clint Hill behilflich sein, der auf die hintere Stossstange des Wagens gesprungen war. Clint Hill sagt, das sei nicht so gewesen. Jacqueline Kennedy habe den offenen Schädel ihres Mannes gesehen und auf dem Kofferraum die Gehirnteile einsammeln wollen, die weggeblasen worden waren. Er habe sie auf ihren Sitz zurückgestossen, um sie vor weiteren Schüssen zu schützen.

Der Mörder von John F. Kennedy war nach bisher bestem Wissen ein kommunistischer Warrkopf und Einzelgänger. Das ist bis heute eine Enttäuschung für alle, die der Mord in Dallas fassungslos machte. Dass der jüngste und charismatischste US-Präsident des Fernsehzeitalters nach knapp drei Jahren im Weissen Haus von einem ungebildeten, wirren Underdog namens Lee Harvey Oswald erschossen wurde, schien unakzeptabel. So banal konnte der Mann hinter dem Attentat nicht sein, das nicht nur die USA in einem Mass erschütterte, wie Politik es selten tut. Bis heute wuchern die Verschwörungstheorien. Keine überzeugt mit Beweisen.

Der Schock über Kennedys Ermordung sass tief, und die Begräbnisfeierlichkeiten, die seine Witwe bis ins letzte Detail arrangiert hatte, hinterliessen einen starken Eindruck. Niemand konnte den zögerlichen militärischen Gruss vergessen, mit dem sich der damals dreijährige Präsidentensohn von seinem Vater verabschiedete. Kurz nach dem Staatsbegräbnis lud Jacqueline Kennedy den Journalisten und Pulitzerpreisträger Theodore White ein, um gemeinsam mit ihm «eine klassische Metapher» zu finden, um den Glanz von Kennedys Amtszeit zu würdigen. Sie suggerierte ihm den Vergleich mit Camelot, König Arthurs sagenumwobenen Hof, den White in seinem Epilog verwendete und damit einen Mythos schuf. Kein Wort davon, dass Kennedy ein sehr mässig erfolgreicher Politiker gewesen war. Er sei, schrieb White Jahre später, «ohne es zu merken, bei der Benennung einer Ära ihr Instrument geworden».

Auch dem Historiker und ehemaligen Kennedy-Berater Arthur M. Schlesinger schwärmte die Witwe zwei Monate nach Kennedys Tod vor, wie glücklich die gemeinsame Zeit mit dem Präsidenten gewesen sei und wie aufmerksam und liebevoll er sich ihr gegenüber verhalten habe. Die eheliche Rollenverteilung nannte sie «fürchterlich viktorianisch oder asiatisch. Es war so klar, was Jack von einer Frau erwartete: Er führte, sie sah zu ihm auf.» Und genau das, sagte sie, habe sie getan. Obwohl Schlesinger wie jeder im Weissen Haus von Kennedys unzähligen Frauenaffären wusste,

stellte er der Witwe nicht eine Frage, die den von ihr inszenierten Kennedy-Mythos hätte gefährden können.

### Sie ersparte sich die Demütigung

In Wahrheit war Jacqueline bereits eine eigensinnige Frau mit politischem Grips und einem scharfzüngigen Witz gewesen, bevor sie ins Weisse Haus einzog. Dass Kennedy wegen seines katholischen Glaubens angegriffen wurde, bezeichnete sie im Wahlkampf als «furchtbar unfair. Er ist ein so lausiger Katholik.» Auf die Frage, ob es wahr sei, dass sie für ihre Garderobe jährlich über 30 000 Dollar ausgabe, antwortete sie sarkastisch: «So viel könnte ich nicht einmal ausgeben, wenn ich Unterwäsche aus Zobel tragen würde.» Angeblich soll Kennedy danach gesagt haben, das sei «das letzte Interview gewesen, das diese verdammte Frau gegeben hat». Er hätte ihr keinen grösseren Gefallen tun können. Jacqueline Kennedy hasste Journalisten. Bis zu ihrem Tod hatte sie kaum ein halbes Dutzend Interviews gegeben.

Der unverkennbare Look der jungen First Lady – sie war bei ihrem Einzug ins Weisse Haus erst 31 – mit den ärmellosen, geradegeschnittenen Kleidern und den flachen Pillbox-Hütchen auf dem Hinterkopf entfachte in den USA fieberhafte Begeisterung. Ebenso der gute Geschmack, mit dem sie den Präsidentensitz renovierte, Künstler einlud und Konzerte veranstaltete. Der Rummel um das fotogene Präsidentenpaar war die nicht besonders politisch motivierte Euphorie eines Landes, das sich nach acht glamourlosen Eisenhower-Jahren in die Moderne katapultiert fühlte.

Dass Jacqueline Kennedy sich vergleichsweise selten in Washington aufhielt, fiel den wenigsten auf. «Als ich ins Weisse Haus einzog, zählte man mir auf, was ich alles an Pflichten übernehmen müsse», sagte sie einmal, «ich habe nichts davon getan.» Auf ihrem Landsitz in Virginia fühlte sie sich ungestört. Es war nicht nur der Versuch, sich einen Zipfel Privatleben zu erhalten. Sie wusste, dass ihr Mann sich auch in ihrer Anwesenheit nicht scheute, fremdzugehen. Der Secret Service schleuste Dutzende von Frauen zum Pool des Weissen Hauses, wo der Präsident täglich seine Runden schwamm und sich davor, dabei oder danach seine Quickies gönnte.

Jacqueline war nicht zufällig abwesend, als Marilyn Monroe in einem Kleid, das sie noch begehrenswerter aussehen liess, als wenn sie nackt aufgetreten wäre, dem Präsidenten zu seinem 45. Geburtstag «Happy Birthday to You» zuhauchte. Sie ersparte sich die Demütigung. Der britischen Primaballerina Margot Fonteyn sagte sie ein Jahr nach der Ermordung Kennedys: «Natürlich vermisse ich Jack. Aber ich vermisse ihn vor allem für die Kinder. Ehrlich gesagt, hatten wir ziemlich viele Probleme. Und im Weissen Haus zu leben, war dabei nicht sehr hilfreich.»

Als sie fünf Jahre nach dem Attentat von Dallas 1968 den schwerreichen, kleinen und dicken griechischen Reeder Aristoteles Onassis heiratete, ging ein Empörungsschrei um die Welt. Nur vier Monate zuvor war Robert Kennedy, damals aussichtsreichster demokratischer Anwärter auf die Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten, in Los Angeles erschossen worden. Er war nicht nur ihr engster Verbündeter in der Kennedy-Familie, sondern vermutlich auch ihr Liebhaber gewesen. Sein Tod versetzte die Frau mit der legendären Selbstbeherrschung in Panik, sie befürchtete, ihre Kinder könnten ebenfalls gefährdet sein. Sie wollte schnellstmöglich das Land verlassen. Onassis, unter anderem Besitzer der griechischen Privatinsel Skopios, würde ihre Familie schützen können. Manche sagen auch, der Denkmalsturz habe sie ungemein erleichtert. Sie wollte nie die heilige Witwe der Nation sein.

### Sie bekam 26 Millionen Dollar

Das Vergnügen an der Ehe mit Onassis und dem damit verbundenen Luxus, sich über Ausgaben keine Gedanken mehr machen zu müssen, währte kurz. Jacqueline Kennedy Onassis kehrte während ihrer zweiten Ehe für immer längere Zeitabstände allein in die USA zurück. Als Onassis 1975 starb, war die Scheidung bereits vorbereitet. Nach seinem Tod bekam sie 26 Millionen Dollar. Sie war zum ersten Mal von keinem Mann abhängig. Und tat, was niemand von einer sehr reichen 46-Jährigen erwartete: Sie erlernte einen Beruf. «Ich habe immer durch Männer gelebt», sagte sie, «das kann ich nicht mehr.» Als Lektorin bei *Viking Press* und später bei *Doubleday* war sie mehr als bescheiden bezahlt. 1979 antwortete sie im feministischen Magazin *Ms.* auf die Frage: «Warum arbeitet diese Frau?» in einem Essay: «Für Frauen meiner Generation mit guter Ausbildung war es nicht angebracht, zu arbeiten, wenn sie Familie hatten. Und was, wenn die Kinder gross waren? Natürlich sollen Frauen arbeiten, wenn sie wollen. Dass man seine Fähigkeiten so gut wie möglich nutzt und dadurch ein Ziel hat, ist die Definition von Glück. Das gilt für Frauen genauso wie für Männer.»

Jacqueline Kennedys dritter und sehr privater Lebensabschnitt dauerte neunzehn Jahre, länger als ihre beiden sehr öffentlichen Ehen zusammen. Es war die vermutlich beste Zeit ihres Lebens, obwohl sie in ihren zahlreichen Biografien nur nebenbei erwähnt wird. Sie lebte mit dem Diamantenhändler Maurice Templesman zusammen, ging selten aus und setzte keine Modetrends mehr. Einer der von ihr betreuten Autoren nannte sie «unglaublich unabhängig und abenteuerlustig». 1993 wurde bekannt, dass sie an Lymphdrüsenkrebs erkrankt war. Am 20. Mai 1994, einen Tag nach ihrem Tod, sagte ihr Sohn John F. Kennedy jr.: «Sie starb genau so, wie sie es gewollt und bestimmt hatte.» ○

# Mozart des Schachs

Der neue König der Schachspieler heisst Magnus Carlsen. Der einstige Wunderknabe aus Norwegen steht womöglich am Beginn einer langen Regentschaft. Der «Beethoven des Schachs», der ihn besiegen könnte, ist nicht in Sicht. Vielleicht liegt er noch in den Windeln. *Von Heinz Wirthensohn*



*Gegnerische Fehler nützt er gnadenlos aus:* Schachgenie Carlsen.

Im Alter von dreizehn Jahren war er bereits Grossmeister, nun holte er sich die höchste Krone: Magnus Carlsen besiegte im WM-Kampf im indischen Chennai Titelverteidiger Viswanathan Anand deutlich mit 6,5:3,5 Punkten.

Der Sieg des Herausforderers war alles andere als eine Überraschung. Magnus Carlsen ist mit 22 Jahren nicht nur viel jünger als sein 43-jähriger Gegner, sondern er hat ihn in der Weltrangliste auch schon lange überflügelt. Mit 2870 Ratingpunkten zielt er unangefochten die Spitze des Klassements, während Anand in den letzten Jahren stetig an Terrain eingebüsst hat und momentan mit 2775 Zählern nur noch den neunten Platz belegt.

Der «Tiger aus Madras» (Madras ist der alte Name von Chennai) hatte den Titel 2007 in Mexico City in einem WM-Turnier mit acht Teilnehmern erobert, ihn 2008 in Bonn gegen

Wladimir Kramnik aus Russland, 2010 in Sofia gegen Wesselin Topalow aus Bulgarien und schliesslich 2012 in Moskau gegen Boris Gelfand aus Israel verteidigt. Nun erwartete ihn die ultimative Herausforderung: Magnus Carlsen, «Mozart des Schachs» genannt, dessen präzises Positionsspiel und Sinn für Harmonie an den Kubaner José Raúl Capablanca (1888–1942) erinnern, der von 1921 bis 1927 auf dem Schachthron sass und in seinen besten Jahren als unschlagbar galt.

## Auch Spasski musste sich gedulden

Kein Zweifel, Magnus Carlsen war der grosse Favorit, doch Zweikämpfe haben manchmal ihre eigenen Gesetze. Im WM-Kampf von 1966 war die Ausgangslage ähnlich. In Moskau kämpfte der junge Boris Spasski gegen den Titelverteidiger Tigran Petrosjan. Die Schachwelt erwartete einen klaren Sieg des dynami-



*Parallelen:* Grossmeister Spasski, 1966.



*Systematischer Aufbau:* Ex-Trainer Kasparow (r.).

schen Herausforderers, denn Petrosjan hatte sich im Vorfeld an internationalen Turnieren schwergetan und nur selten erste Plätze belegt. Doch der Routinier strafte die Voraussagen Lügen und behielt dank seiner grösseren Erfahrung das bessere Ende für sich. Spasski musste sich gedulden. 1969 stiess er Petrosjan endlich vom Thron, um nur drei Jahre später im «WM-Kampf des Jahrhunderts» in Reykjavik gegen den Amerikaner Bobby Fischer zu verlieren, was ihm von den sowjetischen Funktionären sehr übelgenommen wurde.

Der letzte WM-Zyklus fand ohne Magnus Carlsen statt. Verärgert über die ständigen Regeländerungen des Weltschachbundes, hatte er das Qualifikationsturnier nicht bestritten. Im Frühjahr dieses Jahres setzte er sich aber im Kandidatenturnier in London durch, wenn auch nur ganz knapp. Er erreichte die gleiche Punktzahl wie Wladimir Kramnik, konnte je-



doch einen Sieg mehr vorweisen als sein Konkurrent, wodurch er gemäss dem Reglement zum WM-Herausforderer gekürt wurde. Wie Kramnik hatte auch Carlsen in London die letzte Partie verloren! Ein wichtiger Fingerzeig für Anand. Auch ein Carlsen zeigt ab und zu Nerven.

### Doppelschlag nach dem Bauernopfer

Der WM-Kampf in Chennai war mit einem Preisgeld von etwas über 2,5 Millionen Dollar dotiert. Davon erhielt Magnus Carlsen 60 Prozent nebst einer Prämie von weiteren 100 000 Dollar, weil er sich bereit erklärt hatte, in Indien zu spielen. Im Heimvorteil des Titelverteidigers sah er kein Handicap. Auch Anand hatte 2010 gegen seinen bulgarischen Herausforderer in der Höhle des Löwen, in Sofia, gekämpft und gewonnen. In der Tat stellte die hohe Erwartungshaltung des einheimischen Publikums für Anand eher eine Belastung dar, während Carlsen befreit aufspielen konnte und höchstens darauf achten musste, dem ungewohnten Klima zu trotzen.

Auf dem Programm standen zwölf Partien mit klassischer Bedenkzeit. Bei einem Unentschieden wäre die Weltmeisterschaft im Tie-Break (Partien mit verkürzter Bedenkzeit) entschieden worden. Genau darauf hoffte Viswanathan Anand, dessen Fähigkeiten im Schnellschach legendär sind. Doch dazu kam es nicht. Nach drei inhaltslosen Begegnungen kam es in der vierten Partie erstmals zu einem echten Kampf. Anand opferte einen Bauern, musste aber dann am Ende froh sein, den halben Punkt gerettet zu haben. Danach entschied der Nordländer den Wettkampf mit einem Doppelschlag in der fünften und sechsten Partie für sich.

Relativ früh wurden in diesen beiden Partien jeweils die Damen getauscht, wonach Carlsen seine Überlegenheit im Endspiel in die Waagschale werfen konnte. Es war eine bittere Pille für Anand, der bei akkurater Verteidigung beide Begegnungen hätte retten können. Nach zwei weiteren faden Unentschieden war Anand gezwungen, alles auf eine Karte zu setzen

und Risiken einzugehen. In der neunten Partie kam ihm der Herausforderer scheinbar entgegen, er wählte mit Schwarz eine Variante von eher zweifelhaftem Ruf. Anand griff am Königsflügel an, verpasste jedoch im 20. Zug die aussichtsreichste Fortsetzung. Sein Damenopfer hätte bei korrekter Fortsetzung vermutlich noch zum Remis geführt, doch nach einem schrecklichen Fehler musste er die Segel streichen. In der zehnten Partie liess Carlsen mit den weissen Steinen nichts anbrennen und sicherte sich ohne Mühe den halben Punkt, der ihm zur vorzeitigen Eroberung des Titels genügte. Mit 6,5:3,5 Punkten fiel sein Sieg noch deutlicher aus als vorausgesagt.

### Ein historischer Kampf

Auch wenn man phasenweise die Intensität und Dramatik früherer WM-Kämpfe vermisste – der mit fairen Mitteln ausgetragene Kampf verdient das Prädikat «historisch». Im Wettstreit der Generationen hat der junge Herausforderer den Sieg davongetragen. An der Hierarchie in

### Das Bild des weltfremden und kopflastigen Schachgrossmeisters muss revidiert werden.

der Schachwelt gibt es nichts mehr zu deuteln. Wie zu den Zeiten von Garri Kasparow steht an der Spitze ein Champion, der gleichzeitig auch mit grossem Vorsprung die Weltrangliste anführt. Die Ära von Magnus Carlsen hat begonnen, und wenn man sich vor Augen hält, dass ein Schachspieler erst mit 35 Jahren den Zenit seines Könnens erreicht, dann nämlich, wenn sich physische Stärke und Konstanz mit der in unzähligen Schlachten errungenen Erfahrung paaren, hat Carlsen eine lange Regentschaft vor sich. Droht nun Langeweile? Wer sollte ihm in zwei, vier Jahren gefährlich werden? Ein «Beethoven des Schachs» ist jedenfalls noch nicht in Sicht, vielleicht liegt er noch in den Windeln.

Insgesamt ist Magnus Carlsen aber ein Glücksfall für das königliche Spiel. Der 22-Jährige gilt als gesellig und sehr sportlich. In seiner Hei-


mat Norwegen ist er jetzt schon eine Legende, und das *Time Magazine* hat ihn in die Liste der hundert einflussreichsten Persönlichkeiten der Kategorie «Titanen» aufgenommen. Auch neben dem Schachbrett macht er eine gute Figur. Ein holländisches Modelabel hat ihn als Werbeträger entdeckt und als Model unter Vertrag genommen. Das Bild des weltfremden und kopflastigen Schachgrossmeisters – es muss revidiert werden.

Begabung ist die eine, Förderung die andere Seite des Erfolgs. Magnus Carlsen ist von seinem Vater systematisch aufgebaut worden. Zum Team des Wunderknaben gehörte zeitweise auch Ex-Weltmeister Garri Kasparow. Dessen Dienste waren gewiss nicht gratis, doch die Investition hat sich gelohnt. Schon vor dem WM-Kampf galt der junge Norweger als Millionär. Seine Spielweise ist wenig spektakulär, aber sehr wirkungsvoll.

Auf die Eröffnung legt er weniger Wert als andere Spieler. Beinahe unmerkbar häuft er im Mittel- und Endspiel kleinste Vorteile an, und gegnerische Fehler nützt er gnadenlos aus. Seine Fehlerquote ist geringer als diejenige seiner Rivalen, und schlechtere Stellungen verteidigt er mit unglaublicher Zähigkeit. Nordische Nüchternheit durchzieht sein Spiel, ein Spiegelbild seines Charakters. In Chennai ist Magnus Carlsen seinem Stil treu geblieben. Es gelang dem indischen Titelverteidiger nicht, den Herausforderer aus der Reserve zu locken.

Ob sich Viswanathan Anand in zwei Jahren wieder mit Magnus Carlsen messen darf, hängt davon ab, wie er die brutale Niederlage verdaut und sich in der nächsten WM-Qualifikation schlägt. Sein Verdienst ist es, den WM-Titel nach Indien geholt zu haben, der Wiege des königlichen Spiels. Von dort aus gelangte es in die arabische Welt, später mit den Mauren nach Spanien und damit nach Europa. Dorthin ist die Schachkrone nun zurückgekehrt.

**Heinz Wirthensohn** ist dreifacher Schweizer Einzelmeister und war von 1986 bis 2003 Redakteur bei der *Schachwoche*.



ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
WWW.ARVI.CH

## ARVI ADVENTSKALENDER!

Jeden Tag unschlagbare Weihnachtspreise.

Besuchen Sie täglich unsere Website [WWW.ARVI.CH](http://WWW.ARVI.CH) und lassen Sie sich überraschen.

Champagne Dom Pérignon  
Moët & Chandon 2003



CHF 140.40  
CHF 118.80

Gift Box

Unico  
Vega Sicilia 2003



CHF 253.80  
CHF 216.00

Aalto  
Aalto 2011



CHF 38.90  
CHF 32.40

Offerte pro Wein und nur für einen bestimmten Tag gültig. Bestellungen können nur elektronisch und über unsere Webseite getätigt werden. Limitierte Mengen werden je nach Verfügbarkeit den Kunden zugeteilt. Offerte gültig nach schriftlicher Bestätigung und solange der Vorrat reicht.



# Der gestohlene Augenblick

Diese Woche erscheint «Stolen Moments», die Sammlung sämtlicher *Weltwoche*-Jazzkolumnen von Peter Rüedi der letzten dreissig Jahre. Die über 1500 Texte sind brillant formulierte Liebeserklärungen an die Musik. Hier schreibt Peter Rüedi, wie ihn der Jazz packte und bis heute nicht mehr losliess.

«Stolen Moments» ist eine Komposition des Tenorsaxofonisten und Arrangeurs Oliver Nelson. Zum ersten Mal tauchte sie auf einer Big-Band-LP des brachialen Eddie «Lockjaw» Davis auf, die Nelson 1960 arrangiert hatte, noch unter dem Titel «The Stolen Moment». Kultstatus erhielt sie, nunmehr mit dem endgültigen Titel, durch eine LP, die Nelson wenig später für das Label Impulse aufnahm. Im Grunde ein Blues in Moll (wenn auch nicht formal: auf eine 4-taktige Einleitung folgen 16 Takte, improvisiert wird allerdings über 12-taktige Chorusse), eröffnet das Stück das Album «The Blues and the Abstract Truth» mit einer kleinen, im spezifischen Gewicht aber kaum zu überbietenden Besetzung: neben Nelson am Tenor und Alt Eric Dolphy auf Alt und Flöte, Freddie Hubbard an der Trompete, George Barrow am Bariton und die Rhythmusgruppe Bill Evans, Paul Chambers, Roy Haynes. Das Stück wurde auf Anhieb zu einem modernen «Standard».

## Anarchische Kraft

Mir erschien der schöne Titel immer wie ein Motto zu einer Musik, die ihrem paradoxen Wesen nach das suchte, was Goethe mit dem «erfüllten Augenblick» meinte. Die Illusion des festgehaltenen Moments, der reinen Gegenwart. Die ist doch nichts anderes als «ein Loch, durch das die Zukunft in die Vergangenheit gerissen wird» (Dürrenmatt).

Der Augenblick verweilt nicht, er ist ausserhalb der Zeit, weggerissen im Punkt seiner Geburt, immer aufs Neue verloren, und das macht die Musik aus, die sich ihm verschreibt: Sie ist sterblich und gebärt sich fortlaufend neu, und sie ist doch umstellt von Vergangenheiten. Dem Augenblick am nächsten ist der Einfall. Er ist gewissermassen mit ihm kurzgeschlossen. Ein Kurzschluss. Ich meine nicht die alchemistische Entstehung eines Etwas aus dem Nichts (Racines berühmte Definition «Toute l'invention consiste à faire quelque chose à partir de rien»). Auch der Einfall hat seine allerdings schwer und erst im Nachhinein durchschaubare Vorgeschichte im Vor-Bewussten. Er ist das unerklärliche Resultat von Erfahrungen, Erinnerungen, Gedanken, die sich in einem Moment entzünden. Und dann einschlagen in ein Feld von Vorhandenem, Vertrautem, Bekanntem, Bewusstem. Von Konventionen auch. Am Einfall ist etwas Gewaltiges (mehr als an der Idee: Die hat in der Regel schon einige Revisionen hinter sich und ist gewissermassen der zubereitete, der geprüfte Einfall). Dieser fällt in etwas ein wie ein Meteoro-

rit. Unerklärlich ist der Einfall deshalb, weil er in einer Vorgeschichte gründet, aber aus der nicht herzuleiten ist. Er ist ein Sprung, er markiert einen Bruch.

Der Einfall ist eine anarchische Kraft. Wie immer ein Resultat von komplexen Vorgängen, erscheint er zunächst als ein Zufall. Das, was mir zufällt. Musik aber, selbst als kleinstteiliger, fragmentierter Vorgang, ist ein Ablauf in der Zeit. Sie schafft sich ein Kontinuum, auch die improvisierte Musik, selbst da, wo sie alles daran-



«Kaum zu überbieten»: Musiker Nelson.

setzt, dieses zu zertrümmern. Improvisierte Musik ist heftiger vom Einfall gesteuert (wir könnten auch sagen: vom Einfall gebeutelt) als die komponierte. Ohne dass sie das allein schon auszeichnen würde. Es gibt grosse Musik, die mit sehr wenigen Einfällen auskommt («Auf Einfälle kam's doch dem Beethoven überhaupt nicht an», sagte Hanns Eisler). Und es gibt Musik, die unter dem Hagel von Einfällen erschlagen wird (die Beispiele im Jazz sind zahllos).

Ist der Einfall grundsätzlich ein wertfreier Begriff? Wenn dem so wäre (entgegen dem volkstümlichen Wortverständnis: nach dem gibt es gute Einfälle und schlechte): Sicher nicht wertfrei, also zugänglich für Wertkriterien unterschiedlicher Art, ist der Umgang mit dem Einfall. Die Ökonomie des Einfalls, die Zähmung des Einfalls, wenn wir so wollen. Beschleunigt

die relative Ausschaltung des Bewusstseins, die Vermeidung einer Zensur, von vornherein den Einfall (ein Beispiel: das, was die Surrealisten «écriture automatique» nannten), so macht erst das Bewusstsein aus ihm eine Mitteilung. Der Einfall kommt aus dem Vor-Bewussten und manifestiert sich im Nachgedanken, nimmt erst im Nachgedanken überhaupt Form an. Das ist der Sinn der etwas in die Jahre gekommenen Formel «Erst finden, dann suchen».

## Paradefall improvisierter Musik

Worauf es ankommt, in der Improvisation, ist eine Art Verflüssigung des Bewusstseins. Improvisation hat ebenso mit Gedächtnis zu tun, mit Kurzzeit- und Langzeitgedächtnis, wie mit der Unterdrückung von Gedächtnis. Das Bewusstsein lässt den Einfall zu, oder es unterdrückt ihn.

Allerdings verdient die Behauptung, der Einfall sei an sich wertfrei, noch eine Bemerkung. Wichtig ist, dass sich der Einfall behauptet, dass der, dem er zufällt, ihn behauptet, also setzt. Das entscheidet über seine Qualität. Was hier ins Spiel kommt, ist Intensität. Oder, anders gesagt, die Zulassung der Heftigkeit, der Gewalttätigkeit des Einfalls. Einfälle hat jeder. Sie als solche zu erkennen, ist schon etwas anderes. Sie zu behaupten, anzunehmen, explodieren zu lassen, ist riskant und deshalb nicht eben weitverbreitet. Es erfordert Mut. Der aber ist, ob uns das angenehm ist oder nicht, eine moralische Qualität. Qualität in der improvisierten Musik hat etwas mit der Auslieferung an den Einfall zu tun, mit Bereitschaft zur Verunsicherung durch den Einfall.

Der Jazz ist, immer den heissen Einfall mit seiner Realisation kurzschliessend und also immer riskant spielend, vom unzensierten Einfall her betrachtet, immer eine Art brut und immer eine hochindividuelle Ausdrucksform, ist in all seinen proteischen Erscheinungsformen durch die kurze, aber heftige Entwicklungsgeschichte (na ja, so kurz auch wieder nicht: Hundert Jahre sind schon allerhand) geradezu ein Paradefall improvisierter Musik. Es stimmt: Improvisation ist dabei nicht immer so radikal zu nehmen, wie seine Überbaukonstrukteure glauben machen wollen.

Natürlich ist der Jazz, mit unterschiedlicher Gewichtung, eine Melange von Improvisation und Komposition, gerade in jüngerer Zeit erleben wir eine zunehmende Infragestellung auch dieser Grenze, der an sich paradoxe Begriff des Instant Composing bringt es auf den Punkt. Ferner wurde über lange Zeit in und mit dieser





«Jimi Hendrix hinterliess auch uns Jazz-Snobs sprachlos»: Autor Rüedi.

Musik ein «Innovationskult» betrieben, jeder Improvisator gewissermassen mit der Erwartung erdrückt, in jedem Moment nicht nur sich selbst, sondern «den Jazz» neu zu erfinden. Dabei gehört doch zur Anatomie des Einfalls auch, dass er sich des Zitats bedienen kann, ja, das Zitat kann der Einfall sein, und es ist unvermeidlich, dass eine Musik, die aus dem Augenblick entsteht, auf Klischees angewiesen ist, individuelle und kollektive. Keine Musik ist so wie der Jazz eine des Zitats und des Selbstzitats. Nur das Kalkül, ein kompositorischer Furor können in einer Art puristischer Anstrengung das Klischee annähernd verhindern. Ganz nicht einmal die. Der Schöpfungsakt aus dem Nichts gehört in die Bibel oder in den Mythos.

Und dennoch, und trotzdem: Was diese Musik auszeichnet, hat mit Improvisation zu tun, mit jenem Mut, sich dem Einfall so schutzlos wie möglich auszuliefern, also Zensur mit allen möglichen Strategien und Listen zu verhindern.

### Gegen die Schallplatte

Solchen etwas zu grundsätzlichen, vielleicht ein bisschen mühsam prinzipiellen Überlegungen sind allerdings subito einige entschieden pragmatischere anzufügen. Aus denen ergeben sich weitere Paradoxe. Es wäre ja tatsächlich ein fundamentalistischer Improvisator denkbar, der sich dem Wirbel des Einfalls im reissenden Fluss der Zeit überlässt. Dessen Kunst im Wesentlichen nichts ist als bewusst gemachte Zeit. Im Extremfall, ohne laufendes Aufnahmegerät, ist dieser Einfall gestorben im Augenblick seiner Erfindung. Er beeinflusst vielleicht den Lauf des Zeitflusses, aber er ist, im Gegensatz zum kompositorischen Verfahren, punktuell. Er bleibt, wenn wir so wollen, unelaboriert, unbedacht. Negativ ausgedrückt: Er bleibt folgenlos; positiv: Er ist generös verschwendet.

Allein, solcher Radikalismus ist denn doch die ganz seltene Ausnahme. Es ist kein Zufall, dass die Geschichte des Jazz parallel zur Geschichte der Tonaufzeichnung verläuft. Es war der klassische Dirigent Sergiu Celibidache, der sich die Aufzeichnung der von ihm geleiteten Konzerte und deren Vermarktung auf Schallplatten verbat. Nicht ein Jazzmusiker. Im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit macht die Schallplatte den Augenblick, den nicht notierten, «rohen» Einfall repetierbar. Sie beraubt die spontane Improvisation einerseits ihrer Radikalität, pathetisch gesagt, ihrer Lebendigkeit und ihrer Sterblichkeit (die Lebendigkeit meint im Jazz auch «live», also die Gleichzeitigkeit von Produktion und Rezeption). Andererseits ermöglicht sie ihr erst eine Geschichte (über die orale Vermittlung hinaus). Eine Kontinuität. Eine Tradition.

Nicht nur im «Faust» geht's mit dem Teufel zu, sondern überall, wo der Augenblick angehalten, mit anderen Worten: aus der Zeit herausgehoben, «unsterblich» gemacht werden

soll. Deshalb scheint mir Oliver Nelsons Titel eine so geniale Formel für den Jazz schlechthin, genauer: für den auf Tonträgern dokumentierten Jazz. Vom Anbeginn, von den frühesten mechanischen Aufzeichnungen, bis in unsere späten Tage, in denen die CD als materielles Objekt schon wieder obsolet wird, alles in Datenwolken über uns verfügbar schwebt und jedes Einzelne in der hierarchielosen Masse zu verschwinden droht. Jede Tonaufnahme ist ein gestohlener Augenblick. In der Vorstellung von den «Stolen Moments», vom gestohlenen Moment, schwingt etwas Mythisches, die Erinnerung an ein anderes Sakrileg. Das des Prometheus, der den Göttern das Feuer raubte.

Die in einem Buch versammelten Kolumnen sind «Stolen Moments» in zweiter Potenz. Sie setzen im Jahr 1983 ein und sind zur Hauptsache in der *Weltwoche* erschienen. Am Theater mit der Bewältigung täglicher Krisen und unvermeidlichem organisatorischem Kram mehr befasst als mit Kunst, hatte ich das Bedürfnis, mich einmal die Woche in meinem alten journalistischen Metier zu üben, und Jürg Ramspeck, damals Chefredaktor des Blatts, selber Jazzpianist, hatte die Grosszügigkeit, mir wöchentlich den Platz für ein paar schriftliche Choruse über ein frei gewähltes Thema (d. h. einen frei gewählten Tonträger) zu überlassen. Diese Texte, meist frühmorgens vor Beginn des Arbeitstags in meinem Büro im Schauspielhaus Zürich im letzten Moment vor Redaktionsschluss verfertigt, also unter Zeitdruck, entstanden in etwa wie die Musik, die ihr Thema war. Selbstzensur wurde durch Tempo überlistet, an Perfektionismus war nicht zu denken. Ich war verwegen genug, mich mit Miles Davis zu entschuldigen: «If the mistakes ain't there, too, it ain't none of you». Oder mit Kenny Barron: «If you don't make mistakes, you don't play Jazz». *You're not writing about Jazz.*

### Nächtlicher Sternenhimmel

Dies ist nicht der Ort, meinem Lieblingsthema von der «Ästhetik des Beiläufigen» nachzugehen. Nur so viel: Wenn wir Kunst als etwas betrachten, was «sich ereignet» (und nicht so sehr das Produkt eines Willensakts ist), wäre das nicht ohne Konsequenz, für ihre Produktion ebenso wie für ihre Rezeption. Mir hat sich in diesem Zusammenhang immer ein Bild aus dem Bereich der optischen Wahrnehmung aufgedrängt.

Wer je den nächtlichen Sternenhimmel beobachtet hat, kennt das Phänomen: Es gibt schwacherleuchtete Himmelskörper, die sieht das menschliche Auge erst, wenn es an ihnen vorbeischaute. Die Hell-Dunkel-Empfindlichkeit ist an den Rändern des Gesichtsfelds grösser als im Zentrum. So gibt es, nunmehr metaphorisch gesprochen, Phänomene, die wir erst wahrnehmen, wenn wir an ihnen vorbeisehen. Dem konzentrierten Willen sind Grenzen gesetzt. Das ist auch eine erotische Erfahrung,



«Schwarzvertiefter Blues»: Jazzpianist Tristano.

und auch so ein brauchbares Gleichnis für eine Musik wie den Jazz: Nichts verweigert sich dem Menschen in der Regel so hartnäckig wie das Objekt der Begierde, das er sich am dringendsten ersehnt.

In der bildenden Kunst ist der Streifblick, *lo sguardo glissante*, von der Renaissance bis zu Künstlern wie Duchamp oder Giorgio Morandi, ein Thema. Im Vorübergehen eröffnen sich dem Flaneur mitunter tiefere Einsichten als dem Meditierenden in der Konzentration. Eine Ahnung vom Ganzen. In der improvisierten Musik, im Jazz bedeutet Verbeiläufigung nicht selten Verwesentlichung. Selbstverständlich gibt es in der Improvisation ein Vordenken, und gewiss gibt es ein Nachdenken (der Nachhall ist, über den Tonträger oder die Erinnerung, der Raum, in welchem die Strukturen einer in der Zeit entstandenen Musik überhaupt erkennbar werden).

### Billie Holidays Kunst

Der Beiläufigkeit entspricht der Gestus der Gelassenheit, die im Jazz so oft auch dort noch anzutreffen ist, wo er ausgelassen ist, also virtuos. Der Beiläufigkeit gelingt, wo sie erfolgreich ist, eine Verflüssigung des Denkens, der Konzentration dagegen eine Verdickung – manchmal eben bis zum Infarkt. Weiter ist die Beiläufigkeit das Regulativ gegen die Anfälle von Geniekult. Sie relativiert den Kunstanspruch. Wie oft wird Kunst, die ums Verrecken Kunst sein will, Kunsthandwerk.

Wissend, dass diesem Kunstanspruch natürlich auch ein schöner Teil des Jazz zu verdanken ist: Die Behauptung sei gewagt, dass die grösste Kraft dieser Jahrhundertmusik aus der gegenteiligen Haltung kommt. Aus einer souveränen Missachtung aller Reinheitsgebote.



Die Frage, ob das nun U- oder E-Musik sei, zum Beispiel, war in diesem Bereich immer marginal. Der Jazz hat sich die trivialsten Anregungen einverleibt, nicht nur die Kleinkunstwerke des «Great American Songbook», sondern den ganzen Schrott des musikalischen Saison-Geschäfts. Was hat, beispielsweise, Billie Holiday, aus dem nicht alles in Kunst verwandelt!

Der Jazz, ein Kind sozusagen mit mehreren Vätern, hatte gegen alle Gesetze der Biologie noch nicht einmal eine sichere Mutter, und er hat sich von seinen Anfängen bis heute in jedes Lotterbett gelegt, war für jeden Verführer bereit, komme er aus den besten oder aus den fragwürdigsten Kreisen. Seine Bälger sind ohne Zahl. In ihnen lebt er fort, auch wenn er selbst mit dem Jahrhundert zu Grabe getragen sein sollte, dessen wichtigster musikalischer Beitrag er war. Die Unterscheidung zwischen Kunst und Kitsch, welche die Europäer immer so umgetrieben hat, hat ihn nie gross gekümmert. Geschmack war in seinem Bereich nie eine besonders taugliche Kategorie. Der Jazz, der vitalste Teil des Jazz, hatte ganz einfach kein Problem mit dem Trivialen. Auch in diesem Sinne ist er, insgesamt gesehen, eine Kunst des Beiläufigen. Fast könnten wir sagen: eine Kunst wider Willen. Oder eine Kunst wider den Willen.

Nicht für alles ist Beiläufigkeit die ädäquate Form der Produktion und der Wahrnehmung (auch nicht für jede Spielform des Jazz). Aber für vieles schon. Das gezielte Vorbeischauen, das gezielte Vorbeihören. Warum nicht auch das gezielte Vorbeschreiben?

Die Sammlung meiner *Weltwoche*-Kolumnen ist, trotz ihres grotesken Umfangs, keine vollständige Chronik des Jazz der letzten dreissig Jahre (und schon gar kein «Kanon»). Gewiss

aber ist sie die Chronik einer Leidenschaft. Die ist älter als diese schriftlichen Improvisationen. Sie setzte mit meiner Adoleszenz in den fünfziger Jahren ein, merkwürdigerweise nicht mit eingängigen, populären Spielformen, sondern gleich mit «modernem Jazz». Die erste Platte meines Lebens war eine 45-er EP, deren eine Seite Lennie Tristanos «Requiem» enthielt, Tristanos Verbeugung vor Charlie Parker. Der war, lange bevor ich seine Musik verstand (und in klaren Momenten höre ich sie auch heute noch als ein Wunder), mein Idol.

Tristanos schwarzvertieften Blues hörte ich wieder im August 1986, auf der Beerdigung des grossen Theatermanns Ernst Wendt. Von ihm waren wenig zuvor gesammelte Schriften erschienen, darunter ein Aufsatz mit dem Titel «Meine amerikanische Bildung». Die war auch, mit ein bisschen Provinzverspätung und sechs

---

### Die erste Platte meines Lebens war eine 45-er EP, deren eine Seite Tristanos «Requiem» enthielt.

---

Jahren Altersrückstand, die meine. Jazz war ihr wichtigster Teil, dann die Literatur von Hemingway, Steinbeck, Salinger, wenig später die der Beat-Autoren Kerouac, Ginsberg, Ferlinghetti, Burroughs. Und, als ich die Eingangskontrollen der Kinos passierte, die amerikanischen Filme.

Mit der Lage eines Heranwachsenden in Adenauer-Erhard's Nachkriegsdeutschland war die eines Ostschweizer Lehrerssohns mit Jahrgang 1943 nicht zu vergleichen. Aber das Protestbedürfnis war gross, und der Bedarf an Ikonen, die sich dafür eigneten. Jazz hatte eine Funktion. Die Musik dahinter entdeckte ich bald, aber zunächst die, die ins Schema meines juvenilen elitären Dünkels passte: den Bebop eben, die komplexeren Spielformen des Cool Jazz, dann auch den Hardbop, obschon uns der schon fast zu eingängig war. Mein Glück war, dass ich an der Kantonschule Frauenfeld einer Gruppe von Mitschülern begegnete, die sowohl meine Interessen als auch meine Vorurteile teilten. Darunter war einer, der auf dem Altsaxophon das gesamte Vokabular von Parker beherrschte (und zwar nicht in amateurhafter Verkürzung). Ein anderer, aus ebenso begütertem wie gebildetem und tolerantem Elternhaus, konnte sich zu Weihnachten und Geburtstag all die Neuigkeiten direkt aus New York importieren, die wir andern nur aus den Anzeigen in *Down Beat* kannten: Rollins, Coltrane, Eric Dolphy, Miles Davis ohnehin. Die ersten LPs von Ornette Coleman: «Something Else!!!», «Tomorrow is the Question!», «The Shape of Jazz to Come», «Change of the Century». So fühlten wir uns, in unserer Thurgauer Out-Station. An der Wende des Jahrhunderts. In der Mitte der Welt. An der Spitze der Avantgarde.

Alten Jazz verachteten wir, wie bald dann Rock und Pop. Zwischen den Secondhand-Versionen des epigonalen Dixieland-Revivals und den

authentischen Meistern, die eben in jener Sternstunde des Jazz Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre ihre Renaissance erlebten, wussten wir kaum zu unterscheiden. Eine erste Ahnung von authentischem altem Jazz streifte mich, als ich während einer Reise nach Wien in der dortigen Stadthalle zufällig den brachialen Kid Ory mit dem hinreissenden Henry «Red» Allen hörte. Aber eigentlich fiel der Groschen erst, als ich in der Zürcher «Casa Bar» Buck Clayton begegnete, mit einer erstklassigen Schweizer Rhythmusgruppe, von der ich nur noch den Pianisten André Hager und den Bassisten Isla Heckinger erinnere. Die «Casa Bar» war für uns vernagelte «Modernisten» ansonsten Feindesland, unser Revier war das «Africana». (Zum Rock bauten mir erst die Fusionen von Miles, Weather Report, Herbie Hancock, John McLaughlin eine Brücke. Und natürlich hinterliess Jimi Hendrix auch uns Jazz-Snobs sprachlos).

### Kaum Verrisse

Es kamen die persönlichen Begegnungen: an den ersten Ausgaben des Festivals von Montreux, später in Willisau. Im «Bazillus» von Beat Kennel. Wie ich 1967 die Universität verliess und als Journalist zu arbeiten begann, war Jazz nicht von Anbeginn an ein Schwerpunkt (als hätte ich meiner Leidenschaft eine Art Unschuld bewahren wollen). Aber natürlich änderte das: durch viele generöse und inspirierende Kontakte mit so unterschiedlichen Temperamenten wie Manfred Eicher oder George Gruntz, dann mit vielen Gästen im Haus meiner Frau in Binningen, von der Berner Jazz School-Hardcore-Fraktion (Billy Brooks, Vince Benedetti, Franz Biffiger, Ira Kris) bis zu durchreisenden Gästen wie Johnny Griffin, Dexter Gordon, Charles Tolliver, Howard Johnson: Zeitweilig strapazierten ziemlich wilde Gesellschaften *after hour* die Toleranz der Basler Schlafstadt-Nachbarschaft.

Es war wohl kein Zufall, dass die regelmässigen Kolumnen einsetzten, als ich den Journalismus als Beruf vorübergehend verlassen hatte. Als eine Art Ersatzhandlung, negativ ausgedrückt, oder als eher lockerer, fragmentarischer und unsystematischer Umgang mit einer über viele Jahre verfolgten Thematik. Beruflich beschäftigt mit dem Theater, dann, ab 1990, mit der sich lange hinziehenden Arbeit an einer Biografie über Friedrich Dürrenmatt, hatte ich mir mit diesen Kolumnen das Feld eines freiwilligen Dilettantismus bewahrt, einen Amateur-Status sozusagen (beides im Wortsinn des «Liebhabers»). Das erklärt auch, dass in dieser Sammlung kaum Verrisse zu finden sind. Welchen Sinn hätte es denn, im Fall einer Minoritätenkunst, Platz für Warnungen zu verschwenden vor etwas, was ohne Hinweis ohnehin keiner wahrnimmt? Auch deshalb sind diese über 1500 Kolumnen fast ausnahmslos Liebeserklärungen.

Peter Rüedi: Stolen Moments. 1522 Jazzkolumnen. Mit einem Vorwort von Michel Mettler. Echtzeit. 1320 S., Fr. 78.–

#### Peter Rüedis Jazzkolumne

1983 erschien das erste Album eines Trios, das Keith Jarrett «Standards» nannte. «Das Album hat nur einen Mangel: Es schreit laut und dringend nach einer Fortsetzung», beklagte die *Weltwoche* in einer brandneuen Rubrik, in der Annahme, das Trio sei ein kurzfristiges Experiment des rastlosen Pianisten. Nun geht es in sein 31. Jahr. Wie die Kolumne von Peter Rüedi auch. Kommenden Samstag erscheinen im Buch «Stolen Moments» 1522 gesammelte Kolumnen, 1983–2013. Die Buchvernissage findet im Rahmen des Festivals «Unerhört» um 15 Uhr im Zürcher Theater Neumarkt statt. Auf ein Gespräch von Rüedi mit Peter Bürli und eine kurze Lesung folgt ein Konzert des Duos Andy Scherer und Wolfgang Muthspiel. Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung von Rüedis Vorwort – exklusiv für die *Weltwoche*.







So leicht, schwimmt sogar auf Milch: Ein Lassi-Rezept aus der Küche der Malerin Alexa Meade.

## Stil & Kultur

### Mango-Lassi

Von *Daniele Muscionico*

Uralt ist das Rezept. Aus vedischer Zeit womöglich. Ein Rezept, das hohen Gäs-ten vorbehalten war. Wichtigen Menschen wie Ihnen, werter Leserin, und Ihnen, werter Leser. Nur das Beste soll uns für Sie gut genug sein. Und das Exklusivste. Verwegenes wie dieses Mango-Lassi in malerischen Geschmacksnoten.

Rezepte für die ersten Milch- und Joghurtgetränke fanden erstmals in Indien Erwähnung. Und war ein besonders hoher Gast zu bewirten oder ein besonders bedeutender Gott milde zu stimmen, gab man sogar Salz bei. Doch beginne man am Beginn. Für ein Mango-Lassi nehme man: Joghurt, Milch, Wasser und eine gehackte Mango. Gewürztechnisch haben sich Zucker und gemahlener Kardamom bewährt. Pistazien sodann nach Belieben und zum Zweck ästhetischer Vollendung; Salz wie gesagt nach Wunsch und nach Bedeutung des Anlasses. Das Schöne dabei: Lassi kann man auch mit anderen Erntefreuden zubereiten, mit Nektari-

nen, Pfirsichen, Erdbeeren – oder aber mit einer jungen Dame. Frivoles Früchtchen wie dieses hier in liegender Lage, so locker und leicht, die schwimmt sogar auf Milch.

«Mango Lassi» von Alexa Meade oder der *milky way* zur Kunst. So könnte der Titel zu diesem lukullischen Badespass für Wintertage lauten. Denn Alexa Meade, eine junge amerikanische Künstlerin, malt nach der Devise: Zeig mir deine Haut, ich mache sie zu meiner Leinwand. Meade bemalt mit expressiven Pinselstrichen Gegenstände, tot oder lebendig spielt dabei keine Rolle, sie schafft auch keine Kleidung und traktiert Menschen so, bis sie wie Gemälde wirken. Dann

fotografiert sie die so verwandelten Sujets und macht daraus tatsächlich – ein Bild.

Und was soll das alles zum guten Ende? Ist das eine historische Schlachtplatte, ins Heutere weitergepinselt? Oder ein in die Moderne weitergedachtes Trompe-l'Œil? Auf jeden Fall ist die Sache intelligenter, als sie auf den ersten, den zweiten und den dritten Blick wirkt. Indem Meade die Farbe als abbildende Maske verwendet, raubt sie der Technik der malerischen Nachahmung ihr letztes Mysterium. Kunst ist Kunst ist Kunst ist eine Illusion. Sagt das schwimmende Milky Way und fühlt, wie ihm zwischen den Zehen Milchhäute wachsen.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 2 (5) **Henning Mankell**: Mord im Herbst (*Zsolnay*)
- 3 (4) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (*S. Fischer*)
- 4 (2) **Jo Nesbø**: Koma (*Ullstein*)
- 5 (3) **Blanca Imboden**: Drei Frauen im Schnee (*Wörterseh*)
- 6 (–) **Nicholas Sparks**: Kein Ort ohne dich (*Heyne*)
- 7 (6) **Elizabeth George**: Nur eine böse Tat (*Goldmann*)
- 8 (7) **Jussi Adler-Olsen**: Erwartung – Der Marco-Effekt (*DTV*)
- 9 (9) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 10 (–) **Alex Capus**: Der Fälscher, ... (*Hanser*)

### Sachbücher

- 1 (–) **Michelle Halbheer**: Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 2 (1) **Verena Wermuth**: Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 3 (2) **Guinness World Records**: 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 4 (3) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic**: Christiane F. ... (*Levante*)
- 5 (10) **Attila Hildmann**: Vegan for Youth. Die Attila-Hildmann-Triät (*Becker-Jöst-Volk*)
- 6 (–) **Elisabeth Fülcher**: Das Fülcher-Kochbuch (*Hier + Jetzt*)
- 7 (5) **Malala Yousafzai, Christina Lamb**: Ich bin Malala (*Drömer/Knaur*)
- 8 (–) **Martin Werlen**: Bahngleichnis (*Kloster Einsiedeln*)
- 9 (4) **Guido Maria Kretschmer**: Anziehungskraft (*Edel*)
- 10 (–) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben – Über die Vielfalt menschlicher Würde (*Hanser*)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Nur Zustimmung

In den grossen Schweizer Städten kommen kulturpolitische Vorlagen fast immer durch. 54 Prozent der Stadtzürcher Stimmbevölkerung stimmten letztes Jahr mit Ja zu einem Kredit von 88 Millionen Franken für die Erweiterung des Kunsthhauses. Letztes Wochenende kam in Bern die städtische Tranche für die Sanierung des Stadttheaters mit 76 Prozent Ja-Stimmen durch. Egal ob alternativen Kulturzentren wie der Berner Reitschule oder grossen Institutionen wie dem Zürcher Schauspielhaus, das Volk gewährt der Kultur gerne mehr Geld – und jedes Mal jubeln die Verantwortlichen. Eine Zustimmungsrate von 76 Prozent sollte einem Theaterdirektor allerdings auch zu denken geben: Er ist einer wichtigen Aufgabe der Kunst, den Finger auf wunde Punkte zu legen, nur ungenügend nachgekommen. (rb)

## Kunst

# Das Geheimnis der «Sitzenden Frau»

Anne Sinclair, die Ex-Frau von Dominique Strauss-Kahn, will ein Matisse-Gemälde aus der umstrittenen Sammlung von Cornelius Gurlitt zurückhaben. Es gehörte ihrem Grossvater. *Von Rolf Hürzeler*

Sie trägt eine Haube, eine Blümchenbluse, hält einen Fächer für sonnige Tage in den Händen: Diese Frau kommt unverkennbar aus besseren Kreisen. Sie wirkt distanziert, schaut am Betrachter des Bildes vorbei. Keiner weiss, wer sie ist, trotzdem wurde sie in den letzten Tagen weltberühmt. Der französische Maler Henri Matisse hat die Unbekannte 1924 gemalt, möglicherweise in seinem Atelier in Issy-les-Moulineaux bei Paris, wo er in den Sommermonaten jener Jahre zu arbeiten pflegte.

Die «Sitzende Frau» ist eines der 1406 Werke, die in der Schwabinger Wohnung des Sammlers Cornelius Gurlitt vor eineinhalb Jahren beschlagnahmt wurden. Und im Gegensatz zu andern Bildern ist in diesem Fall die Herkunft unbestritten; das Bild gehörte dem französischen Kunsthändler Paul Rosenberg (1881–1959), dem Grossvater der Journalistin Anne Sinclair.

Diese ist, anders als die «Sitzende», keineswegs eine Unbekannte. Sinclair kam als unerschütterliche Ehefrau des ehemaligen IWF-Chefs Dominique Strauss-Kahn in die Schlagzeilen, als sie ihn vor laufenden Kameras durch das Purgatorium des US-amerikanischen Justizwesens begleitete, nachdem er 2011 der Vergewaltigung eines Zimmermädchens in New York angeklagt war. Die Ehe scheiterte nach weiteren Enthüllungen über Strauss-Kahns Liebesleben und wurde letzten März geschieden. Anne Sinclair lebt heute mit dem Historiker Pierre Nora zusammen, einem Mitglied der Académie française. Und sie ist Direktorin der französischen Ausgabe der *Huffington Post*.

### Bilder im Tresor

Sinclair liess nun über den Anwalt Chris Marinello verlauten, dass sie das Gemälde zurückhaben will; es soll um die vierzig Millionen Franken wert sein. Und auch wenn es nicht ganz so teuer ist, lohnt sich Sinclairs Begehren in jedem Fall. Denn sie kann ihren Anspruch legitimieren, weil sich die Geschichte des Bildes mehr oder weniger nachzeichnen lässt.

Ihr Grossvater, der Kunsthändler Paul Rosenberg, behielt die «Sitzende» nach Kriegsausbruch zuerst in seiner Pariser Galerie an der Rue La Boétie 21, einer Querstrasse der Champs-Élysées. Schliesslich deponierte er es mit 161 andern Bildern in einem Tresorraum bei der Banque nationale pour la commerce et l'industrie (BNCI) in Libourne, einer Kleinstadt östlich von Bordeaux. Zum Kunstschatz gehörten ein Selbstbildnis von van Gogh,

Gemälde von Cézanne, Delacroix, Léger, Matisse, Sisley, Picasso, Vuillard, Utrillo, Corot, Monet und Braque – eine Auswahl seiner liebsten Werke. Anne Sinclair schildert diese Episode in ihrer Biografie «Lieber Picasso, wo bleiben meine Harlekinen?» über Rosenberg. Enkelin Sinclair hat in den letzten Jahren ihre Familiengeschichte recherchiert, das Buch ist im Frühjahr auf Deutsch erschienen.

### Er behielt, was ihm passte

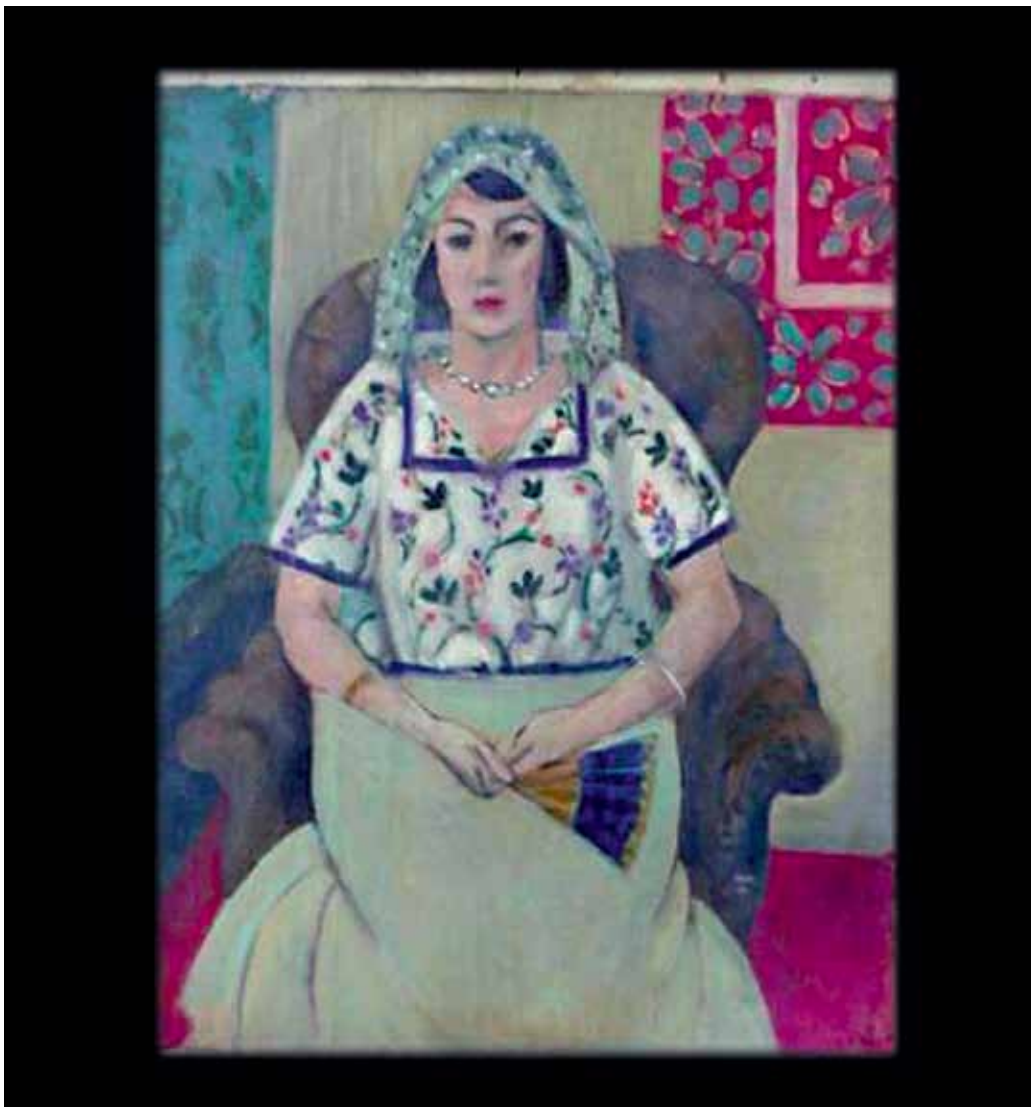
Rosenberg wählte Libourne in der westfranzösischen Provinz, weil er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern im Februar 1940 von Paris nach Floirac übersiedelte, unweit von Libourne. Er kaufte dort eine Liegenschaft mit dem pompösen Namen «Castel» aus dem 19. Jahrhundert, die heute noch an der damaligen Route de la Tresne steht. Ein sozialistischer Bürgermeister taufte sie später in Avenue du Président François Mitterrand um, wie Sinclair süffisant schreibt.

In der Biografie beschreibt die Erbin ihren Besuch auf dem Anwesen für die Recherche des Buchs: «Mitten auf dem frisch gemähten Rasen steht eine jahrhundertealte Zeder. Unter diesem Baum haben sich im Mai 1940 Henri Matisse und Paul Rosenberg über die Natur und ihre Darstellung unterhalten.» Einen Monat danach flüchtete die Familie Rosenberg nach Spanien und im August weiter nach New York. Matisse liess sich in Nizza nieder.

Die 162 Bilder, darunter die «Sitzende Frau» von Matisse, blieben in Libourne zurück, aber nicht für lange. Die Nazis liessen ein Jahr später, am 5. September 1941, den Safe Nummer fünf öffnen und verschickten die Werke ins Museum Jeu de Paume in Paris. «Göring brauchte sich nur noch zu bedienen», schreibt Anne Sinclair bitter.

Diese Einschätzung war zumindest im Fall der «Sitzenden» falsch, wie sich nun mit dem Fund in München herausgestellt hat. Nach heutigem Wissen reiste der Vater von Cornelius Gurlitt, Hildebrand Gurlitt, im Auftrag der Nationalsozialisten zwischen 1942 und 1944 regelmässig durch Frankreich. Er soll um die 200 Bilder «erworben» haben, die er an deutsche Museen vermittelt haben will. Dies gab er zumindest 1945 der amerikanischen Besatzungsbehörde zu Protokoll. Anzunehmen ist, dass er sich im Museum Jeu de Paume bediente. Er nahm gegen welche Bezahlung auch immer, was er für die Nazis veräussern konnte, und behielt privat, was ihm gerade zupass-





Lange Zeit verschwunden: die «Sitzende Frau» von Henri Matisse.

kam, darunter die «Sitzende Frau». Das ist zumindest eine plausible Erklärung, wie das Werk in den Besitz der Familie Gurlitt kam – ein klassischer Fall von Raubkunst.

#### Unter dem Namen des Chauffeurs

Kunsthändler Paul Rosenberg hatte angesichts der deutschen Repression keine Chance, seine gesamte Kunstsammlung in Sicherheit zu bringen, obgleich er die Zeichen der Zeit frühzeitig erkannt hatte. Schon am 3. September 1939, dem Tag der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland, schloss Rosenberg seine Galerie in Paris für die Besucher, liess aber die meisten Bilder an den Wänden und im Lager; ausser seinen Lieblingswerken in Libourne. Wohl war im dabei nicht: Aus Angst vor Bombenangriffen schickte er einige andere teure Bilder nach Tours und lagerte sie unter dem Namen seines Chauffeurs ein. Das erwies sich als ein geschickter Schachzug; Rosenberg erhielt diese Auswahl kurz nach dem Krieg zurück.

Am 4. Juli 1940 beschlagnahmten die Besatzer die in der Pariser Galerie zurückgelassenen Kunstwerke, eine Bibliothek mit 1200 Bänden und Mobiliar inklusive, wie Anne Sinclair schreibt: «Die Werke aus den bedeutendsten

Pariser Sammlungen stapelten sich in der deutschen Botschaft.»

Kunsthändler Paul Rosenberg musste während des Krieges in New York die folgende Bilanz ziehen: Neben allen Werken in Paris waren 75 Bilder an den Wänden im Castel von Floirac sowie die 162 Werke im Safe von Libourne in die Fänge der Deutschen geraten – rund 400 Werke insgesamt. Nach dem Krieg erhielt Rosenberg die meisten zurück, 62 blieben jedoch verschwunden, darunter die «Sitzende Frau», die nun in München aufgetaucht ist. Wer weiss, vielleicht findet sich noch das eine oder andere Werk in der Schwabinger Sammlung, wenn einmal das gesamte Inventar im Internet aufgeschaltet ist ([www.lostart.de](http://www.lostart.de)).

Anne Sinclair hadert in der Biografie über ihren Grossvater nicht mit dem Schicksal. Sie unterstellt den aktuellen Besitzern von Raubkunst nicht einmal eine böse Absicht: «Die heutigen Erben haben meist keine Ahnung ihrer Herkunft, die Erinnerung ist mit den damaligen Käufern begraben.» Zumindest im Fall der «Sitzenden Frau» ist das allerdings mit gutem Grund zu bezweifeln.

Anne Sinclair: Lieber Picasso, wo bleiben meine Harlekiner? Antje-Kunstmann-Verlag. 207 S., Fr. 29.90

## Jazz

# Der swingende Avantgardist

Von Peter Rüedi

Als er im Winter 1989 in einer U-Bahn-Station vor den Zug stürzte, war Woody Shaw keine 45. Verehrt von Musikern und übersehen vom Publikum, war er ein Trompeter, der dem Hardbop nicht die Glanzlichter eines Lee Morgan oder Freddie Hubbard aufsetzte. Er liebte dunklere Tönungen und komplexere Progressionen als die Showmaster von Funk und Soul. Seine erste Plattenaufnahme machte er 1963 mit Eric Dolphy, und sein Fixstern war John Coltrane, dessen modale Spielweise er auf die Trompete zu übertragen suchte. Kam dazu, dass, als er nach Anfängen bei Blue Note Mitte der siebziger Jahre auf dem Gipfel seiner Kunst anlangte, der Jazz insgesamt eine Nische geworden war, zu intellektuell den einen, zu «altmodisch» für die andern.

Woody machte Musik, die in ihrer Substanz avanciert, aber immer im Swing geerdet war. Für eine kurze Zeit setzte CBS auf ihn als kommenden Trompetenstar, aber für die Rolle erwies sich bald Wynton Marsalis als entschieden geeigneter. Also kehrte Shaw zurück zum Label Muse, das schon 1974–77 seine Heimat war. Diesen Korpus legt jetzt Mosaic Records auf sieben CDs vor, ergänzt durch zwei Sessions, die ursprünglich für Blue Note entstanden (1965, u.a. mit Joe Henderson, Larry Young, Ron Carter, Herbie Hancock, Paul Chambers). Woodys Vorliebe galt mittleren Ensembles mit drei oder vier Hörnern und viel Perkussion (zu seinen bevorzugten Partnern gehörten René McLean und der Posaunist Steve Turre). Aber noch die Quartett-LP mit dem Titel «Setting Standards» von 1983 beweist, dass er schwierigen Lebensumständen grosse Trompetenkunst abtrotzte. Konventioneller, aber kein Niedergang.

Shaws Spektrum war grösser als die Toleranz seiner Fans. Nur sechs Jahre vor der genannten ersten Standards-Platte spielte er eine ein, die hiess mit Bezug auf sein Debüt mit Eric Dolphy «The Iron Men». Mit Exponenten der Chicago-Avantgarde (Arthur Blythe, Anthony Braxton, Muhal Richard Abrams) und einer soliden Rhythmusgruppe gelang ihm, wie vor ihm Ornette oder Mingus, wagemutig freie Musik, die aber swingte wie der Teufel.



Woody Shaw: The Complete Muse Sessions. Mosaic Records (7 CDs). [www.mosaicrecords.com](http://www.mosaicrecords.com)

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Blue Jasmine</b>	★★★★★
	Regie: Woody Allen	
2	<b>Captain Phillips</b>	★★★★★
	Regie: Paul Greengrass	
3	<b>The Lunchbox</b>	★★★★★
	Regie: Ritesh Batra	
4	<b>Prisoners</b>	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
5	<b>The Hunger Games: Catching ...</b>	★★★★☆
	Regie: Francis Lawrence	
6	<b>La Vénus à la fourrure</b>	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
7	<b>Fack Ju Göhte</b>	★★★☆☆
	Regie: Bora Dagtekin	
8	<b>About Time</b>	★★★☆☆
	Regie: Richard Curtis	
9	<b>Thor 2: The Dark Kingdom</b>	★★☆☆☆
	Regie: Alan Taylor	
10	<b>Achtung, fertig, WK!</b>	★★☆☆☆
	Regie: Oliver Rihs	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>The Hunger Games: Catching Fire</b>	78 106
	Regie: Francis Lawrence	
2 (1)	<b>Fack Ju Göhte</b>	20 463
	Regie: Bora Dagtekin	
3 (-)	<b>Blue Jasmine</b>	14 718
	Regie: Woody Allen	
4 (2)	<b>Achtung, fertig, WK!</b>	8 290
	Regie: Oliver Rihs	
5 (3)	<b>Escape Plan</b>	7 704
	Regie: Mikael Håfström	
6 (4)	<b>Last Vegas</b>	7 487
	Regie: Jon Turteltaub	
7 (5)	<b>Captain Phillips</b>	5 446
	Regie: Paul Greengrass	
8 (6)	<b>Thor 2: The Dark Kingdom</b>	4 464
	Regie: Alan Taylor	
9 (-)	<b>Malavita</b>	4 115
	Regie: Luc Besson	
10 (-)	<b>The Lunchbox</b>	3 821
	Regie: Ritesh Batra	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Ich – Einfach unverbesserlich 2</b> (Universal)
2 (2)	<b>World War Z</b> (Rainbow)
3 (-)	<b>The Walking Dead</b> (Impuls)
4 (-)	<b>Der Hobbit</b> (Warner)
5 (3)	<b>Redemption</b> (Impuls)
6 (-)	<b>Seelen – The Host</b> (Ascot Elite)
7 (6)	<b>Taffe Mädels</b> (Fox)
8 (4)	<b>Olympus Has Fallen</b> (Ascot Elite)
9 (8)	<b>Monsters University</b> (Disney)
10 (5)	<b>Ostwind – Zusammen sind...</b> (Rainbow)

Quelle: Media Control



Spiesser-Bodensatz quillt nach oben: Szene aus dem Film «Eltern».

### Kino

## Vom Regen in die Traufe

«Eltern», ein erstaunlicher deutscher Film, zeigt mit Bitternis und Humor die Probleme einer besonders fortschrittlichen Familie.  
Von Wolfram Knorr

Wer darf in einer modernen Ehe seinem Beruf nachgehen, wenn beide nicht darauf verzichten wollen, ihre Kinder aber nicht vernachlässigen möchten? Die Ärztin Christine (Christiane Paul), die Karriere machen will und deshalb im Krankenhaus nicht stur nach Dienstplan arbeiten kann, oder der Theaterregisseur Konrad (Charly Hübner)? Dieser hat sich in Absprache mit der Gattin einige Jahre als Hausmann um die Töchter Emma (5) und Käthe (10) gekümmert. Jetzt aber möchte er wieder einsteigen und seinem beruflichen Traum nachgehen. Und das findet sie wiederum nicht so gut. Die alten Verhaltenszwänge – Frau Glucke, Mann Gockel – gibt es nicht mehr, aber die Probleme sind geblieben.

Einzige Lösung ist ein Au-pair-Mädchen; doch mit der hübschen Argentinierin Isabel (Clara Lago), die sie über eine Agentur vermittelt bekommen, kommen Christine und Konrad vom Regen in die Traufe. Sie ist schwanger und fällt als Hilfe praktisch aus, und sie einfach wieder abzuschieben, ist nicht das Ding eines liberalen, aufgeschlossenen Paares. Und so wird aus dem Konflikt handfester Knatsch, in dem sich die Eltern gegenseitig die Flügel stützen und sich mit Vorwürfen, Misstrauen, Unterstellungen und Eifersucht gegenseitig (selbst) zerfleischen. Er muss die Kinder mit zu den Proben nehmen und verliert Konzentration und Auto-

rität. Sie hält abgemachte Zeiten nicht ein, um den Chef nicht zu verärgern. Darauf schmeisst er den Krempel hin, nächtigt im Theater und ist nahe daran, in eine Affäre zu schlittern.

«Eltern», von Robert Thalheim («Am Ende kommen Touristen»), ist eine aktuelle Fortentwicklung des einstigen Psycho-Katastrophenkinos à la «Szenen einer Ehe». Da ging's um die Rollenverweigerung der Frau (als Muttertier), heute um Partnerschaften Berufstätiger, die die Querelen, wer was darf oder nicht, nur verkompliziert haben. Mit spielerischer, tempo-reicher Brillanz und quasidokumentarischer, akribischer Genauigkeit zeigt Thalheim, mit den ausgezeichneten Darstellern Christine Paul und Charly Hübner, dass auch in modernen Partnerschaften der familiäre Knatsch reichlich trivial geblieben ist.

Da quillt dann Spiesser-Bodensatz nach oben: «Du kommst zu spät; ich kann nicht alles alleine machen; wer holt die Kinder ab.» Zorn, Beschimpfung, Verzweiflung, Sympathie und quengelnde Bälger. Auch wenn die Funktion des Au-pair-Mädchens ein dramaturgischer, allzu modellhafter Schwachpunkt bleibt, ist Thalheim ein brillanter Film gelungen. Nie unterliegt er der deutschen Neigung, ins Metaphysische abzu-driften, sondern bleibt mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit. Einen deutschen Film, so allgemeingültig und mit emotionalem



Furor, immer dicht an der Banal-Realität, gab es schon lange nicht mehr. ★★★★★

## Weitere Premieren

**The Counselor** — Ein Anwalt (Michael Fassbender) will seine neue Geliebte (Penélope Cruz) schwer beeindruckt, schenkt ihr einen sündteuren Diamanten, verschuldet sich und schliesst sich einem Dealer-Pärchen an (Javier Bardem, Cameron Diaz), um sich an einem 20-Millionen-Dollar-Coup zu beteiligen – und wird vom Drogen-Kartell gegrillt.

In «The Counselor», nach einem Drehbuch des US-Autors Cormac McCarthy («No Country for Old Men») von Ridley Scott («Gladiator») verfilmt, geht's um die nackte Gier. Unter der brütenden Sonne an der amerikanisch-mexikanischen Grenze können die Schönen und Rücksichtslosen den Hals nicht voll genug kriegen. Sie tanzen nicht um das Goldene Kalb, sie sind es. Allerdings bleiben die Beziehungskonstellationen dieser eiskalten Eitelkeitsbagage zu unübersichtlich und zu umständlich. Es dauert zu lang, bis die Story ein wenig in Schwung kommt, und zu wirt bleibt sie bis zum bitterbösen Ende.

Die Besetzung aber entschädigt: Brad Pitt als schmiereriger Geldwäscher und Javier Bardem, eine Mixtur aus Anthony Quinn und der Hauptfigur David Lynchs «Eraserhead», mit einer Frisur, als explodiere sein Haar, sind irre. Und



Eitelkeitsbagage: Diaz (l.), Cruz in «Counselor».

## Fragen Sie Knorr

Im neuen «Hunger Games»-Film «Catching Fire» ist Jennifer Lawrence wieder dominant. Sie wird als kommender Star gehypt. Halten Sie das für übertrieben, oder sehen Sie in ihr auch eine Aktrice mit Zukunftspotenzial? H. G., Bern

Klappern gehört nun mal zum Geschäft, aber Prophet bin ich nun wirklich nicht. Dass Jennifer Lawrence eine faszinierende Kino-Figur ist, steht ausser Frage. Jeder, der sie in «Winter's Bone» (2010), dieser irren Story



Cameron Diaz bietet eine sagenhaft vulgäre Sexszene auf einer Windschutzscheibe. ★★★★★

**Die Eiskönigin** — Frei nach dem Märchen von Hans Christian Andersen zeigt Disneys Animations-Factory wieder mal ihr erstklassiges Niveau. Statt lärmig-atemlosen Quirl-



Erstklassiges Niveau: Disneys «Eiskönigin».

Humor wie die Konkurrenz zu zeigen, um auf der Höhe der Zeit zu sein, pflegt Disney seine Tugend kurios-präziser Psychologisierung und das Lust-Spiel mit shakespearehaften Narren. In diesem Fall ist es der Schneemann Olaf, der alleine schon den Kinobesuch wert ist. Auch wenn «Frozen» (so der Originaltitel) etwas bemüht beginnt, wirkt der komödiantische Spass bald ansteckend und erwärmt die Herzen von Klein und Gross. ★★★★★

**Master of the Universe** — Ein Ex-Banker namens Rainer Voss packt aus. Was er in Marc Bauders («Das System») Dok-Film zu sagen hat, mag zwar für manch einen nicht neu sein, ist aber derart aufregend, dass man fasziniert an den Lippen des Bankers hängt. Den Turbo-kapitalismus schildert Voss schonungslos: «Vor zwanzig Jahren war die Haltedauer einer Aktie im Durchschnitt vier Jahre, heute sind wir bei 22 Sekunden.» Die Kulisse des Films, leere Wolkenkratzer-Räume im Frankfurter Bankenviertel, verstärkt die gespenstischen Aussagen. ★★★★★

über eine Halbwüchsige, die sich in einer Hinterwäldler-Bande durchsetzt, gesehen hat, wird das hundertprozentig bestätigen. Sie ist eine durch und durch einzigartige Mischung aus Jeanne d'Arc und Pippi Langstrumpf, die ihre Rollen mit vitaler Präsenz füllt. In den «Hunger Games»-Filmen ist sie eine Art Scout, der den besten Weg aus der Gängelung sucht – freie Spielräume jenseits ideologischer Emanzipationszwänge. Das macht sie zum Idol der jungen Generation.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Das Problem mit dem Problem

Von Alex Reichmuth

In unserem Land leben 900 000 Ausländer, die eigentlich die Schweizer Staatsbürgerschaft beantragen könnten, es aber dennoch nicht tun. Damit hat eigentlich niemand ein Problem – ausser der «Rundschau» von SRF. Sie wollte letzte Woche den Zuschauern weismachen, die Schweizer Staatsbürgerschaft sei nicht genügend attraktiv und die Anforderungen, den Pass zu erhalten, seien zu hoch. SVP-Nationalrätin Yvette Estermann, die für eine restriktive Einbürgerungspolitik einsteht, stellte sich den Fragen von Susanne Wille. Die Moderatorin versuchte trotzig, Estermann der Xenophobie zu überführen.

1. Versuch: Wille fragt Estermann, ob sie froh sei, dass sich so viele Ausländer nicht einbürgern lassen. Estermann antwortet, es sei deren freie Entscheidung.

2. Versuch: Wille unterstellt, der Schweizer Pass sei ein «Ladenhüter». Estermann meint, vielen Ausländern sei es offenbar wohl ohne Schweizer Staatsbürgerschaft.

3. Versuch: Wille spricht von einer «Grundstimmung» der Angst davor, mit dem Antrag für den Pass zu scheitern. Estermann sieht dafür aber keine Anzeichen.

4. Versuch: Es sei wichtig, Hunderttausende von Ausländern mitbestimmen zu lassen und darum «ins Boot zu holen», betont Wille. Estermann sagt, man könne nicht mehr tun, als die Ausländer zu ermuntern, den Pass zu beantragen.

5. Versuch: Wille erwähnt, dass Estermann sich vor vierzehn Jahren selber einbürgern liess. Die Moderatorin zitiert die ehemalige Slowakin, sie habe damals ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft werden wollen. Ob denn kein vollwertiges Mitglied sei, wer sich nicht einbürgern lasse, fragt Wille. Estermann antwortet, sie habe mit «vollwertig» die politische Mitwirkung gemeint – nichts anderes.

6. Versuch: Wille fordert die Politikerin auf, für mehr «Yvette Estermanns» zu sorgen. Estermann aber sagt, man könne niemanden zur Einbürgerung zwingen.

Das Interview könnte zu einem Lehrstück für die Ausbildung von Journalisten werden – als Beispiel, wie man es nicht tun sollte: ein Problem konstruieren und damit ein Problem bekommen.

**Rundschau:** Mittwoch, 20.50 Uhr, auf SRF 1

# Investoren, überall

Eröffnung in Andermatt naht; Silvester-Party in Vitznau; «Park Residences» in Pontresina. Von Hildegard Schwaninger



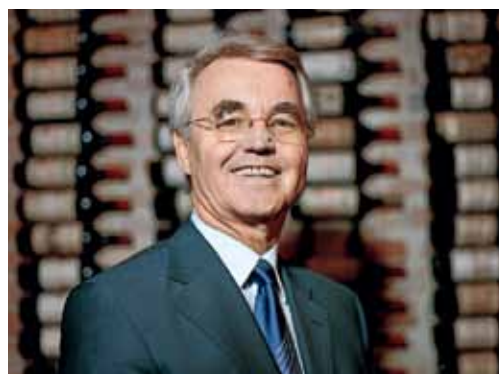
Geheimnisumwittert: der ägyptische Investor Sawiris.

Jetzt wird es Ernst mit der Eröffnung des «Chedi», des vieldiskutierten «Swiss Alps»-Projekts des ägyptischen Investors **Samih Sawiris** in Andermatt. Am 6. Dezember findet das Grand Opening des Luxushotels statt. Noch ist alles geheimnisumwittert, die Gästeliste unter Verschluss. Etwa achthundert Leute werden erwartet. Manche haben abgesagt, denn die Übernachtung ist in der Einladung nicht inbegriffen, dafür fehlt die Infrastruktur. Das Hotel, in dem mehrere verkaufte Residenzen sind, hat ein kleines Kontingent an Zimmern, die sind längst gebucht. Einige Gäste nehmen den Weg trotzdem auf sich, es ist etwas Besonderes, dabei zu sein, wenn das «neue Luxus-hotel, das die Schweizer Ferienwelt verändert» (so die Einladungskarte) die Türen öffnet. Sie wollen dem Gastgeber Sawiris mit ihrer Anwesenheit auch Respekt ausdrücken, vor seinem Mut zu dieser Urbanisation. Es gibt kein gesetztes Dinner, die Eröffnungsfeier ist mehr ein fließender Event, Flying Dinner mit Drinks und Flanieren, in allen Räumen gibt es Unterhaltungsprogramm, da hat eine Event-Agentur ihre Finger im Spiel. Sawiris selbst wird seine Gäste begrüßen, mit dem Generaldirektor des «Chedi» Andermatt, **Alain Bachmann**.

Ein Pre-Opening findet aber schon am 30. November statt. Ein kleiner Abend für geladene Gäste. Es ist die Geburtstags-Party von

**Carolina Müller-Möhl**, Verwaltungsrätin der ersten Stunde von Orascom.

Das «Park Hotel Vitznau» lädt zur Silvester-Party: «Celebrate in Style». Erstmals in seiner 110-jährigen Geschichte, denn bisher war das Hotel im Winter geschlossen. Seit dem Umbau zu einer «Health & Wealth Residence» bleibt es auch im Winter offen. Dreieinhalb Jahre wurde das Juwel am Vierwaldstättersee, welches dem österreichischen Investor **Peter Pühringer** gehört, umgebaut. Kürzlich mach-



Feuershow: Unternehmer Pühringer.

te es Schlagzeilen, weil **Nenad Mlinarevic** auf Anhieb für das im Frühling wiedereröffnete Haus zwei Michelin-Sterne im Restaurant «Focus» erkoche. General Manager **Urs**

**Langenegger** leitete vorher «The Hotel» in Luzern, den Prestigebau von **Jean Nouvel**. Das «Park Hotel Vitznau» beherbergt eine Reha-Klinik und das Family-Office der Pühringer-Gruppe. Die Silvesterparty für etwa achtzig Gäste soll exklusiv und elegant werden. Der Weinkeller, in dem über 30 000 Flaschen im Gesamtwert von 24 Millionen Franken lagern, wird dazu beitragen, wie auch der verschneite Bürgerstock, vor dem um Mitternacht eine Feuershow gezeigt wird.

Der Tenor **Andreas Winkler** ist in vielen Rollen einsetzbar, kürzlich am Opernhaus Zürich als einer der Meistersinger in «Die Meistersinger von Nürnberg», aber er weiss, dass er wohl nie als Stolzing auf der Bühne der Mailänder Scala stehen wird. So hat er sich – klug, als junger Familienvater – ein zweites Standbein aufgebaut: die leichte Unterhaltung. Er singt italienische Canzoni. Im Festsaal des Zürcher Lokals «Karl der Grosse» stellte er seine CD «Dolce Vita» vor. Taufpate war **Urs Althaus**, Ex-Model und Buchautor («Ich, der Neger»). Winkler und Althaus haben gemeinsame Opernpläne: Sommerfestspiele in Bauen am Vierwaldstättersee. 2015 soll «La Sonnambula» von Bellini aufgeführt werden. Mit **Andreas Winkler** als künstlerischem Leiter.

In den Verkaufsräumen von Boffi, Exklusiv-Adresse für italienische Küchen und Bäder in



Exklusive Cocktails: Architektin Poliaghi.

Zürich-Wollishofen, veranstaltet die Store Managerin, Architektin **Monica Moleri Poliaghi**, exklusive Cocktails. Meist Anlässe der italienischen Handelskammer. Kürzlich stellte sie die Räume dem Engadin zur Verfügung. Investor **Enrico Balestra**, der zwischen Kapstadt und Zürich pendelt, stellte seine «Park Residences» in Pontresina, Wohnungen zum Quadratmeterpreis von circa 18 000 Franken, vor. Kulinarisch verwöhnt wurde man von **Gian Carlo Casparis**, der mit seiner Firma Wine Tours Weinführungen durch die Bündner Herrschaft macht. Casparis servierte schwarze Trüffel, die er selbst unter der Schneedecke gefunden hat.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Wo der andere ist

Die Bankangestellte Silvia Makowski, 29, und der Product Manager Gregor Pyrzanowski, 41, haben kürzlich geheiratet. Sie bewundern ungleiche Paare.



«Ohne Worte»: Ehepaar Pyrzanowski.

**Gregor:** Es klingt vielleicht eigenartig, aber für viele Freunde sind wir ein Vorbild, was uns auch öfters gesagt wird. Wir verstehen uns ohne Worte und sind nach wie vor voneinander fasziniert. Jene Gefühle, die den Anfang einer Liebesgeschichte so einzigartig machen, sind bei uns immer noch vorhanden. Wir haben im anderen gefunden, was uns glücklich macht, allerdings sind wir uns auch bewusst, dass dies ein Glücksfall ist, und daher bewundern wir Paare, die es trotz Verschiedenheiten und Problemen schaffen, in die gleiche Richtung zu blicken, gemeinsame Nenner zu finden und miteinander Spass zu haben.

**Silvia:** Als Schweizerin mit polnischen Wurzeln wollte ich sehen, ob ich mich in Polen zu Hause fühlen könnte. Wir haben uns in einem Klub in Warschau beim Tanzen kennengelernt. Wer hätte gedacht, dass es die grosse Liebe wird. Wir waren uns allerdings auf Anhieb sympathisch, haben uns gleich verabredet, und Gregor nahm mich als sein Date an eine Geburtstagsparty mit. Dort stellte er mich gleich seinen besten Freunden vor. Wir wurden dann ganz schnell ein Paar, und es lief so gut, dass wir zusammenblieben, als ich in die Schweiz zurückkehren musste. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich längst realisiert, dass Gregor derjenige Freund und Mann ist, mit

dem ich immer zusammen sein möchte. Er ist eine sehr umgängliche Person, er mag die Menschen, und sie mögen ihn. Das gefällt mir und auch, dass er mich beschützt und für mich einsteht.

**Gregor:** Mir gefällt an Silvia unter anderem, dass ich sie beschützen darf. Sie ist in jeder Hinsicht eine Frau, sinnlich und weiblich. Das zeigt sich auch im Rollenverständnis, allerdings verbirgt sich hinter der zarten Fassade eine starke Persönlichkeit, die genau weiss, wo es langgeht. Man kann durchaus sagen, dass sie – seit sieben Jahren – meinen Vorstellungen von einer Traumfrau entspricht. Vier Jahre lang führten wir eine Fernbeziehung, obwohl ich geschäftlich oft in der Schweiz war. Als es darum ging, Entscheidungen für die Zukunft zu treffen, ging ich in mich und stellte fest: Ich möchte einfach dort sein, wo Silvia ist. Somit liess ich alles hinter mir, einen tollen Job, Familie, Freunde, meine Heimat, und zog zu meiner Verlobten in die Schweiz.

**Silvia:** Es gab nie Zweifel an unserer Liebe, jedoch wussten wir auch nicht im Detail, was die Zukunft bringen würde. Somit haben wir die Heiratspläne erst mal auf Eis gelegt, und erst nachdem sich Gregor sehr gut eingelebt hatte, begannen wir erneut, lange Gespräche über unsere Beziehung zu führen. Die Entscheidung, auf den längst gemachten Antrag zurückzukommen, war eine Frage der Logik oder, besser gesagt: eine Frage des Herzens und des Verstands.

**Gregor:** Das Fest war wundervoll. Wir haben zivil in Zürich im «Zunftaus zur Waag» geheiratet, begleitet von der wunderbaren Opernsängerin Szabina Schnöller. Eine Woche später feierten wir in der Nähe von Warschau erneut. Einig sind wir uns nun, dass wir uns uneinig sind, welches Fest schöner gewesen ist.

www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

## Kostenlogik

Von Andreas Thiel — Doris Leuthard versucht, in ihrer Kantine ein Brötchen zu kaufen.

**Verkäuferin:** Guten Tag, Sie wünschen?

**Leuthard:** Ich hätte gerne ein Käsebrötchen.

**Verkäuferin:** Zehn Franken, bitte.

**Leuthard:** Wie? Ist da jetzt neu ein in Portwein getränkter Stilton drin oder ein mit Gänseleber gefüllter Trüffelbrie?

**Verkäuferin:** Nein, es ist der gleiche Käse wie gestern.

**Leuthard:** Bis gestern hat das Brötchen aber noch vier Franken gekostet.

**Verkäuferin:** Ja, davon flossen aber stets zwei Franken in die allgemeine Bundeskasse. Und die hat nichts mit dem Käsebrötchen zu tun.

**Leuthard:** Was soll das heissen?

**Verkäuferin:** Für das Brötchen haben Sie bisher also nur zwei Franken bezahlt.

**Leuthard:** Na gut, aber wenn man diese zwei Franken auf den alten Preis von vier Franken draufschlagen würde, dann ergäbe das einen neuen Preis von sechs Franken und nicht von zehn Franken.

**Verkäuferin:** Offenbar ist es mir nicht gelungen, Ihnen den Nutzen dieser Preiserhöhung aufzuzeigen.

**Leuthard:** Nutzen? Worin soll der Nutzen einer Preiserhöhung bestehen, wenn das Brötchen genau das gleiche ist wie vorher? Das können sich doch sicher viele Mitarbeiter gar nicht mehr leisten.

**Verkäuferin:** Das tut der Kantinendirektion natürlich leid für die betroffenen Mitarbeiter.

**Leuthard:** Schon die vier Franken waren ein stolzer Preis.

**Verkäuferin:** Na, dann geben Sie mal die vier Franken.

**Leuthard:** Hier.

**Verkäuferin:** Danke.

**Leuthard:** Und wo bleibt das Brötchen?

**Verkäuferin:** Sie hatten doch gestern schon eins.

**Leuthard:** Ja, aber das hatte ich doch gestern schon bezahlt.

**Verkäuferin:** Ja, da bin ich jetzt auch gespannt, wie Sie mir darlegen wollen, wie Sie das neue Brötchen von heute finanzieren wollen.

**Leuthard:** Wie bitte?

**Verkäuferin:** Ich erwarte konstruktive Vorschläge.



## Grille und Ameise

Von Peter Rüedi



**L**a vie est trop courte pour boire des vins déclassés.» Pflöge ein verstorbener Freund zu sagen und meinte damit die Zweitweine renommierter Bordeaux-Châteaux. Zwar entscheidet der grössere Teil der Güter tatsächlich erst bei der End-Assemblage, welche Lots in den Zweitwein kommen, und das sind in aller Regel die zweiter Klasse. Im besseren Fall aber wächst der Zweitwein auf eigenen Terrains, so in dem von «La Croix de Beaucaillou» oder dem des berühmten «Pavillon Rouge du Château Margaux». Da kann es sein, dass sich die Zweiten als die Ersten erweisen oder sich von der Mutter abnabeln. «Clos du Marquis» zum Beispiel, der Zweitwein von Léoville Las Cases, ist längst eine Marke für sich. Vielleicht noch berühmter als der rote Pavillon von Margaux oder «Carruades de Lafite» ist «Les Forts de Latour». Bordeaux-Scout René Gabriel bekennt, dass er nicht nur wiederholt den Sohn für den Vater gehalten, sondern gelegentlich den Kleinen höher bewertet habe als den Grossen.

Einige der Zweitweine sind Gründungen aus dem Beginn des letzten Jahrhunderts. Aber als eigentlicher Marketingtrend setzte sich die Idee in den Achtzigern durch, als die grossen Châteaux immer rigoros auf Qualität zu produzieren begannen und in einem bescheideneren Preissegment die (auch immer besseren) Crus Bourgeois konkurrenzieren wollten. Im Schnitt um einen Drittel billiger als die Erstweine, sind die renommierteren Zweiten dennoch längst in Zonen angelangt, wo die Luft dünn wird. (Schon hat Latour einen Drittwein lanciert, den «Pauillac de Château Latour».)

Ich habe einen «Les Forts» 1995 ausgegraben. Der hat seine Jugendakne überwunden (etwas dumpfe Fasstöne, je nach Flasche hart am Zapfen vorbei) und sich zum fabelhaften Pauillac gemauert: grosses dunkelfruchtiges Bouquet, viel Stoff am Gaumen, herrliches Finale. Kostete seinerzeit 28 Franken. Mit 2010 ist das Jahr ja nicht zu vergleichen. Aber dass der bei Gazzar bei 275 Franken notiert, lässt mich schon an die mir unangenehme Fabel von der Grille und der Ameise denken.

Les Forts de Latour 2010.  
13,5%. Gazzar. Fr. 275.40. www.gazzar-weine.ch

## Travel de luxe

Von Jürg Zbinden



1 — Manche Männer trauen sich nicht, sich für einen Duft zu entscheiden. Ist er zu blumig oder zu holzig oder zu animalisch? Im Zweifel schieben sie den Entscheid auf und belassen es beim Aftershave – oder sie fragen ihre Liebste, welchen Duft sie denn an ihnen möge, was sie prickelnd finde. «Dior Homme» ist so ein Duft, der Frauen bezaubert. Vielleicht liegt es an der dezenten Irisnote, oder es ist die Kombination aus Leder und Hölzern, Ambra und Gewürzen, männlichen wie sinnlichen Akkorden. Oder es liegt an den Filmstars, die für «Dior Homme» werben: zuerst Jude Law und, auf ihn folgend, Robert Pattinson, gewandet in den von Hedi Slimane etablierten Signature-Look – schwarzer Anzug über weissem Hemd – mit schmaler Silhouette. Den Männern gefällt erst einmal der Flakon mit der Dior-Biene, ein massives Statement an Eleganz. «Dior Homme» gibt es als Eau de Toilette, als Eau de Cologne, als Eau de Parfum sowie in einer sportiven Variante, der Preis bewegt sich je nach Grösse zwischen ungefähr Fr. 95.– und etwa Fr. 175.–.

2 — Das erste Stück der Kollektion war die auf zwanzig Stück limitierte Reisetasche «Kuoni No. 1» aus edlem Barenia-Kalbsleder. Als Nach-

folgerin steht ihr die neue «Kuoni Classics» in nichts nach: Ihre kleinere praktische Grösse, eine intelligente Aufteilung sowie wertvolle Materialien in den eleganten Farbtönen Burgundy und Taupe machen die schöne Tasche zu einer hochwertigen und individuellen Reisebegleiterin. Die Taschen mit einer Grösse von 36 x 52 x 26 Zentimetern sind in einer limitierten Auflage von fünfzig Exemplaren exklusiv bei Kuoni Concierge erhältlich über Tel. 058 702 65 55 (internationaler Versand möglich). Der Verkaufspreis des schönen Stücks beträgt Fr. 2000.–.

3 — Der Lippenstift reist bei den Damen selbstverständlich immer mit. Im Handgepäck, damit er schnell zur Hand ist, wenn sie ihn brauchen. «Rouge Dior» ist in 32 präzisen, perfekt ausgewogenen Basistönen erhältlich. Die in vier Familien aufgeteilten Farbtöne (Rot, Rosa, Beige und Koralle) sorgen für die Couture-Eleganz. Passend dazu gibt es vier neue Farbtöne für Allure bis in die Fingerspitzen: Nagellacke, die auf einem Konzentrat aus Silizium basieren. Neu gibt es auch einen «Rouge Dior Contour Pen» (um Fr. 34.–). Die Lippenstifte kosten ungefähr Fr. 50.–. Im ausgewählten Kosmetikfachhandel.





Auto

## Hybrid der Herzen

Der Toyota Auris mit alternativem Antrieb ist kein Blender sondern ein Schaffer. Das macht ihn so sympathisch. *Von David Schnapp*

Dies ist die Geschichte einer zarten Liebesbeziehung. Ich hatte nicht viel erwartet, als ich anreiste, um den Toyota Auris Hybrid als Testwagen entgegenzunehmen. Aber irgendwie hat es gleich gefunkt. Im Gegensatz zum Prius, der mit seiner ikonenhaften Form wie ein übergrosses Symbol des guten Gewissens wirkt, hat der Auris die beruhigende Aura des soliden, fast biedereren Auftritts. Er sieht gut aus, ohne ein Schönling sein zu wollen, und das Interieur ist klar, funktional und frei davon, den Fahrer mit futuristischen, unverständlichen Technikspielereien beeindrucken zu wollen. Man fühlt sich sofort wohl, weiss schnell, wo was wie bedient wird, und rollt lautlos vom Hof.

Der Auris Hybrid ist mit der bewährten Toyota-Technik ausgerüstet, wo ein kleiner Benzinmotor mit einem Elektromotor perfekt zusammenarbeitet, wobei die Motoren einzeln oder im Zusammenspiel funktionieren – je nach Situation. Davon merkt man nichts, wer gerade an der Arbeit ist, wird höchstens durch die entsprechende Anzeige im Display sichtbar. Im Alltagstest mit viel Stadtverkehr, sowie einem ausgewogenen Mix aus Landstrasse

und Autobahn, resultierte ein Durchschnittsverbrauch von 4,3 Litern, was schon ziemlich gut ist und selbst von sehr effizienten Dieselmotoren nur schwer erreicht werden kann. Vermutlich könnte man noch sparsamer fahren, allein meine Ungeduld trieb wohl den Benzinverbrauch nach oben.

### Legende im Dauertest

Das Schöne, durchaus Liebenswerte am Auris ist seine unpräzise Art. Er ist kein Blender, sondern ein Schaffer, was sich in einem Dauertest der Kollegen der Zeitschrift *Auto, Motor und Sport* in einem Spitzenresultat auswirkte: Es sei das zuverlässigste Auto in der Geschichte dieses Dauertests, den es seit 1962 gibt. Der Auris Hybrid (es handelt sich um den Vorgänger des hier vorgestellten Modells) fuhr die 100 000 Kilometer ohne einen einzigen Defekt, lediglich eine Glühlampe vorne rechts musste ausgetauscht werden.

Es gibt nicht viel auszusetzen am Auris, der Materialmix im Innenraum ist allenfalls Geschmackssache, und er ist eher ein Kurz- und Mittelstreckenläufer als ein Marathonwagen. Bei hohen Geschwindigkeiten wird das CVT-Getriebe relativ laut, und laut wird es auch beim Rückwärtsfahren, wenn ein wildes Gepiepe ansetzt, das einen mehr irritiert, als dass es einem hilft. Abgesehen davon habe ich den Auris als mein Lieblings-Hybridauto ins Herz geschlossen.

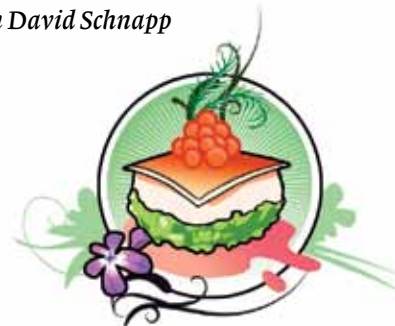
#### Toyota Auris Hybrid Sol 1.8 VVT-i

Leistung: 136 PS, Hubraum: 1798 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h  
Preis: Fr. 34 100.–; Testwagen Fr. 38 830.–

Zu Tisch

## Haus und Garten

Von David Schnapp



In der Stadt Zürich gibt es ein neues Restaurant, über das man spricht. «Was kümmert mich das», mögen jene sagen, die Zürich nicht so wichtig nehmen wie manche Zürcher. Aber das «Maison Manesse», von dem hier die Rede ist, ist ein spannender, neuer Typ von Restaurant, der mir vielversprechend erscheint. Im «MM» vereinen sich ein lässiges Ambiente von hohem Hipness-Faktor mit avantgardistischer Küche und einer gutbestückten Bar. Wer einen Gin Tonic bestellt, sollte vorbereitet sein. Der Kellner könnte ihn milde anlächeln und fragen: «Welcher Gin denn, wir haben soundso viele Sorten».

Das «Maison Manesse» ist ein Projekt von Marc Blickenstorfer und seinem talentierten Team von Gastronomen, die verschiedenste Lokale in Zürich betreiben, die meistens auf ein kluges Konzept bauen und grossen Erfolg beim Publikum haben. Eben wurde die Blickenstorfer-Crew in Basel mit dem Swiss-Gastro-Award für ihre schöne Freiluftwirtschaft «Frau Gerolds Garten» ausgezeichnet.

Ich aber sitze im «Maison Manesse» vor einer Speisekarte, die in Englisch auf kleine Kärtchen gedruckt ist: «Little salty nothing» steht da oder: «Smoked Guinea Fowl». Ersteres ist das Amuse-Bouche, ein kräftiges Gazpacho-Granité mit schönem Tomaten-Peperoni-Geschmack und präserter Schärfe. Das zweite ist eines der Gerichte aus dem Menü (fünf Gänge für anständige Fr. 98.–): eine kalt geräucherte Perlhuhnbrust, serviert in zwei Würfelchen, ein voluminöser Orangenschaum als schöner Kontrast, ein Karottenpüree, ein Chorizochip und -Pulver sowie Rosmarin-Piment-Brösel. Räuchern, Vakuumgaren, Trocknen, Fermentieren et cetera – am Ende des Menüs hat man einer Art Leistungsshow modernistischer Küche beigewohnt. Vieles schmeckt gut, einiges sogar sehr gut (Onsen-Ei mit Spinat, Petersilienwurzel und Belper Knolle), aber teilweise fehlt der geschmackliche Fokus, und in den Details gibt es noch Arbeit. Die Idee aber, innovative Küche in entspannter Atmosphäre zu servieren, bleibt ausgezeichnet.

**Maison Manesse:** Hopfenstrasse 2, 8045 Zürich.  
Tel. 044 462 01 01. Dienstags bis samstags, ab 17 Uhr.  
Besprechung des Menüs mit Bildern auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



«Solidarisch mit der Garderobiere»: Kolumnist und People-Journalismus-Erfinder Rothenbühler, 65.

MvH trifft

## Peter Rothenbühler

Von Mark van Huisseling — Er war unbeliebt bei Journalisten, doch Leser mochten seine Zeitungen. Als Pensionär schreibt er weiter.

Über wen schreibst du diese Woche?» – «Das weiss ich noch nicht, ich entscheide immer am Samstag. Und ich schreibe einen [Brief respektive eine Kolumne an eine bekannte Persönlichkeit] für *Le Matin Dimanche* und einen für die *Sonntagszeitung*.» (Er schrieb dann an den «Cher Beat Zemp» beziehungsweise «Lieben Ueli Maurer».) «Du hast diese Kolumne eine Zeitlang in der *Weltwoche* geschrieben, nach Roger Schawinski, und es gab einen Urheberrechtsstreit ...» – «Ja, Roger Schawinski hat alles erfunden. Aber wir haben uns geeinigt – ich sei ein würdiger Nachfolger, fand er. Aber mich hat Roger Köppel ja dann rausgeworfen. Das Argument: «Wir wollen keine Frau rauswerfen, aber wir müssen auf einen verzichten ...» Doch [Andreas] Durisch [damals *Sonntagszeitungs*-Chef] hatte mich schon lange gefragt. Und jetzt wechsele ich wieder, zur *Schweizer Illustrierten*.»

Peter Rothenbühler, 65, war Chefredaktor verschiedener Zeitungen und Zeitschriften des

Ringier-Verlags (*Blick für die Frau*, *Sonntagsblick* und *Schweizer Illustrierte*). Später zog er nach Lausanne – der in Pruntrut Aufgewachsene ist zweisprachig – und war Chef von *Le Matin*, danach Direktionsmitglied von Edipresse. Seit seinem Relaunch der *Schweizer Illustrierten* als Magazin, in dem fast nur Prominente aus der Schweiz vorkommen, wird er «Erfinder des Schweizer People-Journalismus» genannt.

«Der Unterschied zwischen deiner und meiner Kolumne ist, dass du die Leute, über die du schreibst, nicht triffst.» – «Ja, ich rufe auch nicht an. Und ich bekomme auch kein Feedback direkt, immer nur indirekt, manchmal Jahre später. Aber, weisst du, ich bin nie ganz böse, ich schmeichle den Leuten immer ein wenig, und dann gebe ich ihnen vielleicht einen kleinen Leberhaken. Aber ich hacke nie auf einem rum, das mögen die Leser nicht. Hast du auch schon gemerkt, oder? Leser mögen es, wenn man ein bisschen stichelt.» – «Was ich gut finde: Du

kennst viele, an die du schreibst, wirst sie wieder treffen und begegnest ihnen auf Augenhöhe.» – «Genau. Und ich schreibe jedem, wie wenn ich mit ihm reden würde; Sachen, die ich ihm auch ins Gesicht sagen würde.» – «Der Nachteil: Die jeweils neuste Generation sogenannter Prominenter kennst du auch nicht mehr. Das führt zu einem Übergewicht an 66-jährigen Männern.» – «Mmh, sind natürlich auch vor allem die jetzt 40- bis 60-jährigen, die aktiv sind, etwas in der Öffentlichkeit geleistet haben. Letzte Woche hatte ich die Wahl zwischen Dominique Rinderknecht, der Miss Schweiz, die ich schon getroffen habe, und Christophe Darbellay, der ist auch jung, 42.» – «Was wäre der Grund gewesen, über die Miss Schweiz zu schreiben?» – «Ein kleiner Grund: dass die Agenturchefin Ursula Knecht gesagt hat, sie sei zu bäurisch ... Ich habe dann Darbellay gewählt, weil er mehrere Angriffspunkte gleichzeitig hatte.»

«Was interessiert dich an Prominenten?» – «Das Menschliche. An Prominenten interessiert das Gewöhnliche; die Leute fragen dich immer: «Wie ist der eigentlich?» Die ganze Wichtigtuerei an Bällen zum Beispiel interessiert mich nicht. An Veranstaltungen fühle ich mich solidarisch mit der Garderobiere, den Kellnern. Der Journalist gehört eigentlich zum Servierpersonal, das verwechseln viele Journalisten – sie meinen, weil sie hofiert werden von denen, die in die Presse wollen, gehören sie auch dazu.» – «Das sieht jeder Journalist, sagt er. Und doch meint er dann, bei ihm sei es anders. Hast du das nie gemeint?» – «Als ich Chef der *Schweizer Illustrierten* war, bekam ich alle Einladungen. Aber ich habe meiner Frau immer gesagt: «Das Leben findet privat statt.» Und als ich dann eine Leerphase hatte [2001, bevor er Chef von *Le Matin* wurde], kam keine einzige Einladung mehr. Ich habe es gewusst, darum hat es mir nichts gemacht.»

«Ist die *Schweizer Illustrierte* unter dir eine bessere Zeitschrift geworden oder bloss eine besser verdienende?» – «Sicher eine bessere. Vor mir machten sie die falsche Zeitschrift für die Mehrheit, sie imitierten den *Stern*, aber nur die schlechten Seiten – es war eine linke Zeitschrift mit Schwarzweissfotos und feministischen Texten. Ich wurde von den meisten Journalisten kritisch betrachtet. Die grössten Zensoren sind weder der Staat noch die Gerichte, sondern die anderen Journalisten. Der *Tagi* hat über mich geschrieben: «Der Totengräber der *Schweizer Illustrierten*.» – «Gibt es eine Zeitschrift, auf die du wartest und die dir fehlt, wenn du sie nicht bekommst?» – «Ja, *Economist*, *Vanity Fair*, *Vogue* und *Elle*. Und der *Spiegel* sowieso.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Also das Beste ist das von Benoît Violier, das Restaurant [«de l'Hôtel de Ville de»] «Crissier». Mein Lieblingsrestaurant ist ein Hotel, das «Lausanne Palace», das einzige linke Fünfsternehotel.» Restaurant «Crissier», Rue d'Yverdon 1, Crissier, Telefon 021 634 05 05. «La Brasserie du Grand Chêne» (im «Lausanne Palace»), Grand Chêne 7–9, Lausanne, 021 331 31 31.



HABEN SIE IM JAHR 2100 NOCH EIN ZEITFENSTER OFFEN?



#### MANERO CHRONOPERPETUAL

Ein ewiger Kalender mit korrekturfreier Anzeige von Datum, Wochentag, Monat und Mondphase: Das Uhrwerk der Manero ChronoPerpetual benötigt bis 2100 keine manuelle Einstellung mehr. Ihr zeitlos klassisches Äusseres bietet Übersicht und Formvollendung. Eine Uhr für Kenner, die Wert auf traditionelle uhrmacherische Meisterleistung und höchste Funktionalität legen – streng limitiert und hochexklusiv.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



# CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

**BUCHERER GESCHÄFTE BASEL**, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 **BERN**, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 **DAVOS**, PROMENADE 69, T 081 410 00 50  
**GENÈVE**, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 **INTERLAKEN**, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 **LAUSANNE**, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12  
**LOCARNO**, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 **LUGANO**, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 **LUZERN**, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 **ST. GALLEN**, MULTERGASSE 15, T 071 222 02 22  
**ST. MORITZ**, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 **ZERMATT**, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 **ZÜRICH**, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35  
**ZÜRICH FLUGHAFEN**, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 **KURZ GESCHÄFTE BASEL**, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 **LUZERN**, WEGGISGASSE 25, T 041 419 40 20  
**ZÜRICH**, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77 **SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG**, TITLIS, T 041 372 10 90 **LUZERN**, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81

WWW.CARL-F-BUCHERER.COM